Abhandlungen
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
XXX. Band, 4. Abhandlung

Die Lieder Reimars des Alten

I. Teil. Die einzelnen Lieder

von

Carl von Kraus.

Vorgetragen am 7. Dezember 1918

München 1919
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

*PT
1637
R8
1919
v.1

GUSTAV ROETHE

DEM FORSCHER UND LEHRER

DEM ORGANISATOR DER ARBEIT AN UNSEREM VERGANGENEN SCHRIFTTUM

DEM IN FEINDESLAND WIE IN DER HEIMAT GLEICH TREUEN KÄMPFER FÜR DEN DEUTSCHEN GEDANKEN

GEWIDMET ZUM 5. MAI 1919

IN DEM FESTEN GLAUBEN AN DIE DEUTSCHE ZUKUNFT.

923738

Vorrede.

Keinem unserer alten Liederdichter, Walther ausgenommen, ist soviel eindringende, fruchtbare und vielseitige Betrachtung zuteil geworden wie Reimar dem Alten. Die Arbeiten Erich Schmidts, Pauls und Burdachs[1]) haben über eine Fülle von Einzelfragen Licht verbreitet und darüber hinaus auch das Verständnis von Reimars Kunst angebahnt: Schmidt durch die Darlegung, daß mehrere seiner Lieder miteinander in Beziehung stehen wie auch durch den Nachweis, daß vieles, was unter seinem Namen geht, nicht sein Eigentum ist; Burdach dadurch, daß er als erster zeigte, wie man unsere alte Lyrik zu interpretieren habe, und daß er den Beziehungen zwischen Reimar und Walther energischer und zugleich behutsamer nachging, als es bis dahin geschehen war.

Trotz alledem sind wir zu einem wahren Verständnis der Bedeutung Reimars noch nicht vorgedrungen. Zwischen den Charakteristiken, die ihm in den Literaturgeschichten zu teil werden, — sie sind mehr oder weniger auf den Ton gestimmt, den Uhland angegeben hat, als er ihn den 'Scholastiker der unglücklichen Liebe' nannte — und dem hohen Lob, das zwei unserer größten und formvollendetsten Dichter, Walther und Gottfried, seiner Kunst gezollt haben, klafft noch immer eine unüberbrückte Kluft.

Auch ich habe lange Zeit statt der an ihm von Gottfried gerühmten Kunst der Variation vorwiegend Monotonie gefunden; und die von Walther in beiden Nachrufen gepriesene Technik (*kunst*) vermochte ich ebensowenig zu entdecken wie andere. Dieser Widerspruch zwischen ihrem Urteil und dem eigenen Eindruck hat mich schließlich be-

---

[1]) Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, QF. 4, Straßburg 1874 (von mir kurz als 'Schmidt' zitiert); Paul, Beitr. 2, 487 ff.; 535 ff. ('Paul'); das. 8, 171 ff.; Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880 (von mir als 'Burdach' zitiert; wenn die Seitenzahl fehlt, ist stets Anhang II dieses Buches gemeint). — Die sonstige Literatur bei Vogt in der zweiten Ausgabe seiner Neubearbeitung von Minnesangs Frühling, Leipzig 1914, nach der im Folgenden zitiert ist. Auch wo ich Lieder abdrucke, geschieht es nach dieser Ausgabe, wobei ich nur bei Abweichungen von seinem Texte die Lesarten angebe. Lücken in der Überlieferung sind dabei durch je zwei Punkte für jede fehlende Silbe angedeutet. — Unter 'Giske' ist die Abhandlung G.s in der Zeitsch. f. d. Phil. 18 gemeint. Auf die Arbeiten Beckers einzugehen, habe ich dem Leser (nicht mir) erspart: B. ist beständig auf der Jagd nach der Brille, die ihm auf der Nase sitzt. — Seit Vogts zweiter Ausgabe ist folgende Literatur zugewachsen: Plenio, Beitr. 39, 294 A.; 41, 64 A.; 125 f.; 42, 276 ff.; 420 A.; 428 f. A.; 443 ff.; 446 A.; 451 f.; 472 A.; 474 A.; 476 A. 1; 43, 90 ff.; v. Kraus, Zeitsch. 56, 75; Wilhelm, Münchener Museum 3, 1 ff. 231; Wilmanns-Michels, Leben Walthers, Halle 1916, bes. 194 ff. 447 f. — Der Reymar der Münsterer Fragmente Zeitsch. 53, 318 ff.; Beitr. 42, 491 ff. ist keinesfalls Reimar der Alte.

wogen, Reimars Lieder einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Ich bin dabei von keiner anderen Voraussetzung ausgegangen als der einen, daß die alten Meister, die ihr Urteil unbeirrt von Haß und Liebe gefällt haben (bei Walther wissen wir das genau, denn er macht ja kein Hehl daraus, daß ihm die Person Reimars nicht sympathisch gewesen ist), auf alle Fälle recht gehabt haben müssen: sie haben unter der unmittelbaren Einwirkung seiner Kunst gestanden, während wir uns ihr nur nähern können nach Überwindung all der Hindernisse, die die Zeit und die Überlieferung dazwischen gelegt haben; sie hörten seine Kunst als Ganzes, während wir uns mit der einen Hälfte begnügen müssen: die Melodien sind verklungen; und schließlich: sie waren Dichter, und wir sind bloß Gelehrte.

So ging ich denn zunächst an eine subtile Untersuchung seiner Lieder im einzelnen. Die Ergebnisse, zu denen ich dabei gelangt bin, bilden den ersten Teil der vorliegenden Arbeit.

Die weitere Frage, wie sich diese Einzellieder zueinander verhalten, wird in der Fortsetzung dieser Untersuchungen behandelt werden. In ihr werde ich die — bis auf die Totenklage — chronologische Anordnung der Gedichte, nach der sie hier im ersten Teil bereits besprochen werden, begründen und die Schlußfolgerungen, die sich daraus ergeben, vorlegen.

München den 7. Dezember 1918.

von Kraus.

A. Jugendlieder und Totenklage.

Nr. 1. 150, 1—27.

Vogt hat gegenüber den von Paul S. 536 und Burdach S. 194 geäußerten Bedenken die Strophen nach dem Vorgange Haupts zu einem Lied zusammengefaßt. Ich glaube, mit Recht. In Str. I preist Reimar die Geliebte. Er kennt nur ein Leid: wenn er ihren Umgang entbehren soll[1]). Str. II schildert den Gewinn solchen Umgangs: *ein man der sinne hât* wird dadurch *sælic* und *wert* und gewinnt *fröude*. Freilich wird er von manchen beneidet; aber das ist ein so kleiner Nachteil, daß er ihn um alles in der Welt gerne hinnimmt. Str. III. Solcher Neid weiß sich bei den Menschen nicht zu verbergen; denn warum spricht so mancher: 'wozu macht er sich zum Toren?' und meint dabei mich. Das wüßte ich ihm schon zu sagen, wenn ich Lust hätte. Aber ich möchte nicht glauben, daß es irgendwer fragen würde, der einsichtsvoll ist; denn niemand lebt auf Erden, der nicht seine Herzenskönigin findet.

Der Schluß von Str. I leitet also zu Str. II über durch das Thema vom Umgang mit der Geliebten; und Str. II schlägt am Schluß das Thema des *nîdes* an, das dann in Str. III seine Behandlung findet. Dieser Zusammenhang wäre allerdings nicht vorhanden, wenn die zweite Strophe sich auf den 'Umgang mit der Gesellschaft' im allgemeinen bezöge, und wenn der *nît* hier 'gegen ganz etwas anderes gerichtet' wäre als in Str. III (Burdach). Aber es läßt sich wohl zeigen, daß keines von beiden der Fall ist. Dafür hat Reimar durch ganz feine Bezüge gesorgt. Zunächst: was den *man sælic* und *wert* macht und ihm *fröude* gibt, daß sein *ungemüete* vertrieben wird: was anders kann das bei einem mittelhochdeutschen Lyriker sein als die Minne? Freilich braucht es einen *man*, der *sinne* hat (II 1), um diese Wohltaten der Minne zu erfahren. Ebenso wie nach dem Schluß der dritten Strophe, niemand, der *schœner sinne* pflegt (s. u.), den Liebenden einen Toren schelten wird. Der allgemeine Ausdruck *mit den liuten umbe gân* ist nur verhüllend gebraucht für den Umgang mit der Geliebten; denn von beiden sagt der Dichter dasselbe aus: auf *ein lîep . . . des ich ze guote nie vergaz* bezieht sich der Ausdruck in Str. II *sich sol ein ritter flîzen maneger güete*; wie er ihre *êre* singt und sagt, so spricht er in Str. II von sich als einem, *des herze niht wan êren gert*; und dem *leide*, das ihn bei dem Gedanken, von ihr getrennt zu werden, überfällt, steht in Str. II die *fröude* gegenüber, die ihm der Umgang mit ihr gewährt.

So ist denn, wie schon Vogt mit Recht hervorhebt, auch der *nît* in Str. II und III auf dasselbe Ziel gerichtet. Den Umgang mit der Gesellschaft im allgemeinen, wer sollte ihm den auch neiden? Der Neid wegen seines Verkehrs mit der Geliebten ist weit natür-

---

[1]) *miden sol* A (und MF.), *vroemede* BC. Ich ziehe (mit Burdach) *vrömden sol* vor, woraus sich die La. in A leicht ableiten läßt: *vremiden* (*vroemidet* B 42, 7) der Vorlage wurde als *vermîden* gefaßt und dafür das vulgäre *mîden* eingesetzt. Für die fehlende Senkung mußte das hilfsbereite *eht* aufkommen; s. 108, 2 La.

licher, bildet überall ein ständiges Motiv, erklärt, warum der Dichter die Möglichkeit einer Trennung ins Auge faßt (Schluß von Str. I) und macht es verständlich, warum er ihn einen *gevüegen schaden* nennt, den er gerne in den Kauf nimmt. Eine Äußerung dieses unverbohlenen und unverhehlbaren Neides ist die Frage so mancher, wozu er sich zum Toren mache (indem er erklärt *an dem muote wil ich manegiu jâr beliben*, I und von seiner *fröude* spricht, II[1]). Die Antwort darauf wäre leicht zu geben; aber kein Einsichtiger wird so fragen, denn niemand lebt auf Erden, der nicht eine findet, die sein Herz beherrscht (wie die Geliebte das seinige). Der Gedanke am Schluß erinnert an die Äußerung Gottfrieds im Tristan: niemand braucht mit Tristan zu tauschen: *Der suochte, alse er solde, Ez lebeten noch Isolde, An den man ez gar vunde, Daz man gesuochen kunde* (18115 ff.).

Die drittletzte Zeile des Liedes ist in der Überlieferung verderbt:

ichn wânde niht deis ieman frâgen solde,
ern pflæge swacher sinne.

Die Handschriften bieten: *ern phlage* A, *er enpflege* C, *der pflege* B. *schœner* AC, *rehter* B.

Lachmanns *swacher* stellt also das. graphisch recht weit abliegende, Gegenteil her und schafft obendrein einen schiefen Gedanken; denn wenn der Dichter erklärt: 'die Antwort könnte ich schon geben, wenn ich nur wollte', so erwartet man, daß er fortfährt: 'ich möchte aber nicht glauben, daß ein Verständiger überhaupt so fragt', nicht aber 'daß irgend jemand so fragt, außer wenn er unverständig ist'. Die Frage ist ja eine Tatsache, sie wird von manchen Menschen an ihn gestellt; sie kann daher nicht das Objekt des *wænens* sein; dieses ist vielmehr der Verstand der Frager.

In engem Anschluß an die Überlieferung ist daher zu schreiben:

ichn wânde niht deis ieman frâgen solde
der pflæge schœner sinne.

Die Grundlage unserer Handschriften hatte für *pflæge* das alemannische Kompositum *enpflæge*[2]). B hat dafür das Simplex eingesetzt und *der* richtig beibehalten; AC dagegen haben *en-* als Negationspartikel gefaßt und die Exzeptivkonstruktion (im Anschluß an die letzte Zeile) hergestellt, indem sie *der* in *er* änderten (*schœner sin* wie 151, 11).

Unsere Überlieferung führt also hier deutlich auf eine alemannische Urhandschrift.

[1]) vgl. denselben Gedanken, aus entgegengesetzter Stimmung heraus geäußert, 158, 14: *Waz sprichet der von fröiden, der dekeine hât? Wil ich liegen, sost mir wunders vil geschehen: Sô trüge ab ich mich âne nôt, solt ich des jehen.* Dieses *trüge* entspricht dem *wes tœrt sich der* in obiger Frage.

[2]) die Wörterbücher verzeichnen *en(t)pflegen* bei Boner, in der eine alemannische Vorlage verratenden Handschrift von Konrads Silvester, bei Walther (72, 13, wo aber nur C *enpflac* bietet, A einfaches *phfac!*), bei dem Markgrafen von Meißen (also wieder in C). Auch bei Reimar findet es sich in C ein paarmal: 152, 24ᵍ; 182, 34 (s. die Laa.). Endlich kenne ich es aus dem alemannischen Bruchstück Cᵇ bei Pseudo-Neidhart (Haupt S. 158 v. 18 *enpflæge* = *pflæge*).

Nr. 2. 151, 1—32.

I.

'Si koment underwîlent her 151, 1
die baz dâ heime möhten sîn.
ein ritter des ich lange ger,
bedæhte er baz den willen mîn,
sô wære er zallen zîten hie, 151, 5
als ich in gerne sæhe.
ôwê . . waz suochent die
die nîdent daz, ob iemen guot geschæhe?'

II.

Genâde suochet an ein wîp 151, 17
mîn dienest nu vil manegen tac.
durch einen alse guoten lîp
die nôt ich gerne lîden mac. 151, 20
ich weiz wol daz si mich lât
geniezen mîner stæte.
wâ næme si sô bœsen rât
dazs an mir . . . . . missetæte?

III.

'Genâden ich gedenken sol 151, 25
an ime der mînen willen tuot.
sît daz er mir getriuwet wol,
sô wil ich hœhen sînen muot.
wes er mit rehter stæte vrô,
ich sage im liebiu mære, 151, 30
daz ich in gelege alsô,
mich diuhte es vil, ob ez der keiser wære.'

IV.

Mir ist geschehen daz ich niht bin 151, 9
langer vrô wan unz ich lebe.
si wundert wer mir schœnen sin
und daz hôchgemüete gebe
daz ich zer werlte niht getar
ze rehte alsô gebâren.
nie genam ich vrowen war, 151, 15
ich wære in holt die mir ze mâze wâren.

I 7. des *erg. Haupt; Vogt nimmt keine Lücke an.*

II 3. durch (*mit entsprechender Änderung der Interpunktion*) *nach Paul s. u.*

8. *man könnte vermuten* alse grôze; *dann wäre* grôssen, *das in C vor* stæte *v.* 6 *überschüssig steht, bloß an die falsche Stelle gerückt, wie etwa* singe 129, 10 *nach meiner Vermutung Zu den Liedern Heinrichs von Morungen S.* 18 *Anm.*

Ich fasse die vier Strophen im Gegensatz zu den Herausgebern und Erklärern zu einem Liede zusammen, indem ich ihnen eine andere Reihenfolge gebe als die beiden auf einer Vorlage beruhenden Handschriften BC (und darnach die Herausgeber von MF.) bieten: meine Strophe IV steht bei ihnen zwischen I und II.

Die Begründung ergibt sich aus einer Analyse des Zusammenhangs. In I und II werden die Redenden als Frau und als Mann gekennzeichnet, indem sie den Gegenstand ihrer Neigung deutlich nennen: sie sagt *ein ritter* (I 3), er *ein wîp* (II 1). Sie spricht in I über ihn, er in II über sie. Beider Neigung ist gleich groß; aber das Urteil über den andern verschieden. Sie klagt, daß er, nach dem sie schon lange Sehnsucht hat, ihr ferne bleibt. Statt dessen kommen Leute zu ihr, die besser zu Hause blieben: was *suochent* die bei ihr, die dem andern sein Glück neiden? Offenbar sind also die Leute, die *her koment*, dieselben, die nichts bei ihr zu *suochen* haben (und daher besser zu Hause blieben), also die Neider[1]). Wir ahnen bereits, was die Frau in der Fülle ihrer Sehnsucht übersieht, daß beides, worüber sie klagt, zusammenhängt: der Geliebte ist nicht *zallen zîten hie*, eben weil er fürchtet, die Neider, die öfter zu ihr kommen, zu finden und deren Gerede zu erwecken.

Mit dem Stichwort *suochen* schlägt der Dichter die Brücke zur zweiten Strophe. Sein Werben *suochet genâde* (es sucht also ein bestimmtes Ziel, anders wie jene Neider); denn es währt schon *vil manegen tac* (vgl. *ein ritter, des ich lange ger* in I). Aber solche Mühe nimmt er gerne auf sich für eine so *guote* Frau. Weiß er doch sicher, daß sie ihm den Lohn für seine Beständigkeit nicht vorenthalten wird (weil sie ja so *guot* ist). Denn woher käme ihr (der *guoten*) der böse Entschluß, sich an ihm zu versündigen?

Aus diesen liebevollen Worten schöpft die Frau in Str. III erneute Zuversicht auf die Fortdauer seiner Neigung. Sie erkennt, daß er in Wirklichkeit ihren *willen tuot*, während sie vorher daran gezweifelt hat (I *bedâhte er baz den willen mîn*); sie erkennt auch, daß er volles Zutrauen zu ihr hat; denn er hat es ja mit klaren Worten ausgesprochen (*Ich weiz wol daz si mich lât geniezen mîner stæte* III). Darum stellt sie ihm in einer Botschaft die Erhörung in Aussicht (*Genâden ich gedenken sol*, parallel zu *Bedâhte er baz den willen mîn* I).

Diese Botschaft hat ihn in der letzten Strophe erreicht. Was die Frau verkündete (*Sô wil ich hœhen sînen muot* III), ist eingetreten (*Si wundert wer mir . . . daz hôchgemüete gebe*); ihre Aufforderung (*Wes er mit rehter stæte vrô* III) ist buchstäblich erfüllt (*ich bin niht Langer vrô wan unz ich lebe:* das ist wahrhaftig *mit rehter stæte!*). So ist ihm nun doch das Heil widerfahren (*geschehen*), das die Neider der ersten Strophe dem Liebenden mißgönnen (*Die nîdent daz, ob iemen guot geschehe*). Diese Neider aber, die dank seinem Fernbleiben von der Geliebten (I) und dank der Selbstbeherrschung, die dazu nötig war (*Daz ich zer werlte niht getar ze rehte alsô gebâren* IV[2]), im Dunkeln tappen, bleiben nach wie vor[3]) neugierig, wer die Quelle seiner frohen Stimmung ist.

[1]) an 'Frauen, die ihr den Mann abspenstig machen' (Burdach), ist also sicherlich nicht zu denken.

[2]) 'weil ich vor den Augen der Welt mich nicht *ze rehte alsô* (wie es angesichts meiner frohen Stimmung entsprechend wäre) zu geben wage', d. h 'weil ich trotz meiner frohen Stimmung durch mein Benehmen nicht verrate, wer die Geliebte ist'.

[3]) 'nach wie vor', denn die Neugierde war es offenbar, was die Neider nach den Worten der Frau (I) zu ihr hintreibt.

Ihre Indiskretion fertigt er in den beiden Schlußzeilen des Ganzen mit einer allgemeinen Bemerkung ab, die sie nun nichts klüger macht und dabei eine erneute Huldigung an die Geliebte enthält: er ist ihr *holt*, und sie ihm *ze mâze*.

Die Strophenbindung ist mit großem Geschick vorgenommen: in Str. I und II werden die redenden Personen unaufdringlich und doch deutlich vorgestellt (*ein ritter . . . ein wîp*), wodurch das ganze als ein Wechsel charakterisiert ist. Das unklare und unberechtigte *suochen* der Neider am Schluß von I bildet den Gegensatz — und damit zugleich einen Übergang — zu dem nach *Genâde* strebenden und berechtigten[1]) *suochen* des Dichters im Eingang von II. Mit *Genâde(n)* beginnt die zweite Strophe; ebenso die dritte[2]). Der Eingang der letzten Strophe endlich greift mit seinem *geschehen* auf den Schluß der ersten (*geschæhe*) zurück. So schließt sich der Ring.

Auch der Inhalt der Strophen ist architektonisch verteilt. Die erste Strophe könnte man überschreiben 'die Frau über den Geliebten und über die böse Welt', die zweite 'der Liebende an sie', die dritte 'sie an den Liebenden', die letzte 'der Mann über die Geliebte und über die böse Welt'.

Die Textgestaltung in MF. gibt nur 151, 19 Anlaß zu Bedenken. Mit Paul (und trotz Burdach) möchte ich hier *durh* C gegen *an* B für echt halten und die Interpunktion entsprechend ändern; denn ihr *guoter lip* ist der Grund, warum er die Not des Dienstes *gerne liden mac*; ihre *güete* nährt die Zuversicht, daß sein Dienst nicht unbelohnt bleiben wird. Setzt man dagegen v. 19 mit dem Vorhergehenden in Verbindung, so wird der Ausdruck *alse guoter lîp* eine leere Floskel.

Nr. 3. 151, 33—152, 24k.

I.

'Ich wirde jæmerlichen alt 152, 15
sol mich diu werlt alsô vergân
daz ich deheinen . . gewalt
an mînem lieben friunde hân,
daz er tæte ein teil des willen mîn.
mich müet, sol im iemen lieber sîn. 152, 20
bote, nu sag ime niht mê
wan mirst leide
unde fürhte des, sich scheide
diu triuwe der wir pflâgen ê.' 152, 24

II.

Mir kumet eteswenne ein tac 151, 33
daz ich vor vil gedanken niht
gesingen noch gelachen mac.
sô wænet maneger der mich siht
daz ich in vil grôzer swære sî.

[1]) zu seinem *suochen* gibt ihm sein *dienest* die Berechtigung; diese fehlt ihrem *suochen*, das nur vom *nîden* herkommt. [2]) E. Schmidt S. 9. 32; Burdach S. 95.

mirst vil lihte ein vröide nâhe bî. 151, 38
guot gedinge mich enlât 152, 1
in der swære.
mir ist sorge harte unmære,
mîn herze rehte bôhe stât.

III.

Ich hân vil ledecliche brâht 152, 5
in ir gewalt den mînen lîp,
und ist mir noch vil ungedâht
daz iemer werde ein ander wîp
diu von ir gescheide mînen muot.
swaz diu werelt mir ze leide tuot, 152, 10
daz belibet ungeklaget,
wan ir nîden
mohte ich nie sô wol erliden:
ein liebez mære ist mir gesaget. 152, 14

IV.

Möht ich zer werlde mînen muot 152, 24ᵃ
erzeigen als ich willen hân,
sô diuhte ez sie vil lihte guot,
ob ich durch sie iht hân getân.
nû enweiz ich wie ich leben sol 152, 24ᵉ
und gedenke, wie getuon ich wol?
wil diu schœne triuwen pflegen
und diu guote,
sost mir alsô wol ze muote
als der bî vrowen hât gelegen. 152, 24ᵏ

Burdach, der das Verdienst hat, den Wert von E hier erkannt zu haben, faßt die erste Strophe mit der letzten, erst von ihm aus dem Anhang geretteten zu einem Wechsel zusammen; die beiden mittleren gelten ihm als selbständige Lieder. Vogt verbindet auch sie zu einem Paar. Nach meiner Überzeugung bilden alle vier zusammen eine feste, sinnvoll gegliederte Einheit, wenn man sie so ordnet, wie oben geschehen ist, d. i. die Annahme macht, daß E die Frauenstrophe von der Spitze des Ganzen weg an die Stelle vor der letzten Strophe geschoben habe.

Der Grund für meine Überzeugung ist, daß diese Frauenstrophe die Keimzelle für alle Themen darstellt, die Reimar in den drei übrigen Strophen behandelt; und daß der Mann von ihrer Strophe, in der der Bote den Auftrag zur Mitteilung ja ausdrücklich erhält, bereits Kenntnis erlangt haben muß, um auf all ihre Äußerungen so genau einzugehen.

III 2. gewalt den *E*, genade *BC* (*und MF.*); *s. u.*
IV 1. zer werlde] der w. *E*, der werden *Vogt nach Wilmanns' Vorschlag*, *s. u.*

Die Frau beginnt mit dem Ausdruck der Klage darüber, daß sie keine solche *gewalt* über den Geliebten besitzt, daß er auch nur ein wenig (*ein teil*) nach ihren Wünschen handelte. Darauf beteuert er in Str. III das Gegenteil: er hat seine ganze Person in ihre *gewalt*[1]) übergeben, und das *vil ledecliche*, also ganz uneingeschränkt (Gegensatz zu *ein teil*).

Die Frau gebraucht dabei die Worte: *daz er tæte ein teil des willen mîn.* Darauf erwidert er in Str. IV: 'wenn ich meine Gesinnung so erweisen könnte, wie es meinen Wünschen entspricht (*als ich willen hân*), so würde sie das, was ich allenfalls[2]) für sie bereits *getân* habe, sicherlich schätzen'; auch fragt er sich *wie getuon ich wol?*

Die Frau fährt in ihrer Rede fort: *mich müet, sol im iemer lieber sîn.* Seine Antwort gegenüber solcher Besorgnis steht in Str. III: *und ist mir noch vil ungedâht Daz iemer werde ein ander wîp Din von ir gescheide mînen muot.*

Sie fühlt sich *jæmerlichen* altern und klagt: *mirst leide.* Er erwidert: 'wenn ich ihr nur meine Gesinnung offen zeigen könnte, so würden sie meine Dienste sicherlich *guot* dünken' (IV); und *swaz diu werelt mir ze leide tuot, Daz belîbet ungeklaget* (III).

Sie befürchtet, *sich scheide Din triuwe der wir pflâgen ê.* Er beruhigt sie mit den Worten: *wil diu schœne triuwen pflegen . . . Sost mir . . . wol ze muote*, und versichert sie: (*ez*) *ist mir noch vil ungedâht Daz iemer werde ein ander wîp Diu von ir gescheide mînen muot* (III), wobei die Worte *iemer* und *noch* keineswegs bedeutungslos gebraucht sind, denn sie betonen ausdrücklich, daß die Liebe, die sie *ê* verband, auch jetzt noch und für alle Zeit, in seinem Herzen wohnt.

Durch all diese Bezüge ist also die Frauenstrophe untrennbar verkettet mit Str. III und IV. Man wird daher ganz ungezwungen darauf geführt, das *liebe mære*, das ihm *gesaget* ist (III), auf eben die Worte zu beziehen, die sie dem Boten mit dem Auftrag *nu sag ime* auf den Weg mitgegeben hat[3]). Ganz natürlich empfindet er diese Botschaft als eine frohe Kunde; denn sie zeigt ihm, daß ihre Befürchtungen nur eingebildet sind, daß sie an der alten *triuwe* festhält und ihn nach wie vor als *lieben friunt* betrachtet. Innerlich ist also alles unverändert in ihrem Verhältnis. Es liegt nur an ihm, ihre Befürchtungen als grundlos zu erweisen, und das tut er in seiner Antwort[4]).

Es verbleibt die Strophe II. Ihr Verständnis (und damit der Nachweis ihrer Zugehörigkeit zu den anderen) hängt an der richtigen Deutung der *gedanke* (Z. 2). Wären darunter 'Liebesgedanken' zu verstehen, dann würde die Strophe 'mit den gegensätzlichen Stimmungen seines Innern' (Burdach) zu den anderen allerdings schlecht passen. Aber der Dichter gibt uns selbst die richtige Deutung in Str. IV an die Hand: 'Wenn ich meine Gesinnung öffentlich kundtun könnte, so würde sie mein bisheriges Tun anerkennen: *nû* ('so aber, wie es jetzt ist') *enweiz ich wie ich leben sol Und gedenke, wie getuon ich*

[1]) *gewalt* E muß also das echte sein, nicht das farblose *genâde* BC, das auch zu *ledecliche* viel weniger paßt.

[2]) *ob . . . iht* ist der bescheidene Ausdruck für einfaches *daz* 'was'; vgl. Tit. 3, 1 ff.

[3]) die Einschränkung (*niht mê*) entspricht ihrem weiblichen Zartgefühl, kümmert aber den Boten, wie sonst, in keiner Weise, zumal der Dichter das Geständnis ihrer Neigung schon vorher, da sie noch nicht von Zweifeln gequält war, vernommen hat: *ich sage im liebiu mære* (151, 30); so kann er hier ausrufen: *ein liebez mære ist mir gesaget.*

[4]) gegen Burdachs Bedenken, der *liebez mære* als eine für die Frauenstrophe nicht passende Bezeichnung erklärt.

wol? Das also sind die Gedanken, die ihm Singen und Lachen benehmen und ihn bei manchen als einen, der von Kummer bedrückt ist, erscheinen lassen: er weiß nicht, wie er sein Leben einrichten soll. Bleibt er mit Rücksicht auf die Welt bei seiner bisherigen Zurückhaltung, so weckt er in ihr vielleicht erneute Zweifel über die Fortdauer seiner Neigung. Folgt er dagegen ihren Wünschen, sie öfter zu besuchen[1]), so muß er das Gerede der *werelt* um ihretwillen fürchten. Diese sorgenden Gedanken also rauben ihm Sangesfreude und äußere Heiterkeit. Aber glücklich in seiner Liebe ist er trotz allem. Und so wie er den Neid der Welt und das Leid, das die Menschen ihm zufügen, gerne hinnimmt angesichts der frohen Kunde, daß sie ihn liebt wie zuvor (III), und darüber so beglückt ist, als wenn er das letzte Ziel seiner Wünsche schon erreicht hätte (IV 9f.), so — das dürfen wir wohl aus dem Schluß des Ganzen herauslesen — erwartet er auch bei ihr die gleiche Gesinnung.

Somit gehört also Str. II enge zu den anderen. Nun verstehen wir auch seine Äußerung *mirst vil lihte*[2]) *ein vröide nâhe bî*, und wissen das Wort *guot gedinge* richtig zu deuten. Ohne Bezug auf ihre Botschaft wäre beides der Ausdruck eines Optimismus, den man gerade Reimar am wenigsten zutrauen möchte. Freude und Hoffnung erfüllen ihn jetzt so sehr, daß er nicht in der *swære* verharren kann, in der er für den äußerlich Beobachtenden zu sein scheint (*swære* II 5 wie auch 8).

In einem Punkt scheint mir die Textfassung in MF. noch verbesserungsbedürftig: IV I hat Vogt den von Burdach befürworteten Vorschlag Wilmanns' aufgenommen und *der werden* geschrieben[3]). Näher bleibt der Handschrift (*der werlde* E) die Änderung *zer werlde*. Die *werelt* ist es ja, die dem Dichter Leid zufügt (III 6); welcher Art, erklärt er hier: 'Könnte ich vor der Welt meine Gesinnung offenbaren, wie ich gerne möchte, so . . .'. Damit erhalten wir denselben Gedanken in derselben Fassung wie 151, 13f.: *daz ich zer werlte niht getar ze rehte alsô gebâren*[4]).

Die Verbindung der Strophen ist auch noch durch äußere Mittel erzielt: I teilt mit IV den Reim auf *-ân*[5]); III ist mit IV durch den Reim *-uot* verbunden; dazu treten, kaum zufällig, allerlei Bindungen durch grammatischen Reim: *sîn* I und *sî* II; *leide* I und *erlîden* IV; *muot* III. IV und *muote* IV.

Das ganze Lied kann man als eine Variation zu dem unmittelbar vorhergehenden betrachten. Beide behandeln das Verhältnis der Liebenden zueinander und zur Welt, vielfach mit weitgehender Berührung im Ausdruck[6]); in beiden mißdeutet die Frau sein Fernbleiben, das ihm doch nur die Rücksicht auf ihren Ruf abzwingt; in beiden ersieht

[1]) denn das meint offenbar *der wille min* (I 5), s. 151, 4.

[2]) *vil lihte* ist ja nicht = nhd. 'vielleicht'.

[3]) an sich recht bedenklich, s. die bekannten Ausführungen Steinmeyers, Epitheta S. 9.

[4]) und damit sagt er der Geliebten auch klar den Grund für seine von ihr mißverstandene Zurückhaltung. Der Dichter aber findet so vom Schluß der Str. III (*werelt*) einen deutlichen Übergang zum Anfang von IV. — *tzvr werl(de)* im Münsterer Bruchstück (Zs. 53, 354) entstammt dagegen wohl einem Spruch Reimars von Zweter.

[5]) s. Giske Zeitschr. f. d. Phil. 18, 69.

[6]) *bedæhte er baz den willen min* 151, 4; *der minen willen tuot* 151, 26 ~ *daz er tæte ein teil des willen mîn* 152, 19; *ich sage im liebiu mære* 151, 30 ~ *ein liebez mære ist mir gesaget* 152, 14 (s. Burdach); *zer werlte* 'vor den Augen der Leute' 151, 13; 152, 24a. Auch der Reimapparat ist vielfach derselbe, besonders in den Strophen 151, 17. 25.

er aus solcher Eifersucht die Fortdauer ihrer Neigung und widerlegt ihre ungegründeten Befürchtungen. Dabei wird éin Lied durch das andere bisweilen näher erklärt[1]), und zwar stets das zweite durch das erste. Die überlieferte Reihenfolge ist daher wohl ursprünglich. Wenn die Frau also im ersten Lied in ihrer Hingabe so weit geht, ihm die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche zu verheißen (*daz ich in gelege alsô, Mich diuhte es vil, ob ez der keiser wære* 151, 32), so bringt das zweite Lied seine Antwort: das in diesem Versprechen gelegene Geständnis ihrer schrankenlosen Hingabe beglückt ihn so wie seine Erfüllung (*wil diu schœne triuwen pflegen . . . Sost mir alsô wol ze muote Als der bî vrowen hât gelegen*[2]) 152, 24ᵉ): d. h. er verzichtet mit Rücksicht auf ihren Ruf auf die Erfüllung.

Nr. 4. 167, 31—168, 29.

Seit Burdachs Darlegungen wird wohl niemand mehr die erste Strophe mit Schmidt dem Dichter, oder die beiden anderen mit Haupt der Welt in den Mund legen: alle drei müssen der Witwe des Herzogs zugehören. Wenn die letzte Strophe beginnt: *Die fröide mir verboten hât mîns lieben herren tôt*, so kann das nur dieselbe Persönlichkeit sprechen, die in der Eingangsstrophe gefragt hat: *waz bedarf ich wunneclicher zît, sît aller vröiden herre Liutpolt in der erde lît?*; denn daß er *herre aller vröiden* ist, enthält die Begründung, warum ihr nun die Freude versagt ist. Ebenso gehört die erste Strophe mit der zweiten eng zusammen; denn wenn die Redende klagt: *den ich mir hete ze sumerlîcher ougenweide erkorn* ('den ich mir zur Sommerfreude ausersehen hatte' wie Burdach poetisch und richtig — denn das Unpoetische wäre bei Reimar nie richtig! — erklärt hat), *des muoz ich leider œnic sîn*, so lehnt sie damit die Trostgründe der Menschen ab, die sie auf den Sommer als Bringer neuer Freuden verwiesen hatten (I 1—3). Schließlich ist's auch sicherlich ein und dieselbe Persönlichkeit, die in Str. I den Trostspendern mit der Bitterkeit der Trauernden gesagt hat: *nu râtent . . . wie* und in Str. III schließt *sît des nu niht mac werden rât.*

Daß Reimar bei dieser großen Gelegenheit auch technisch für die Verknüpfung gesorgt hat, ist natürlich:

hie: wie: nie I 1. 4. 11[3])	hie: nie III 9. 12
lît I 8	lac II 3
verlorn I 10	verlorn: erkorn II 7. 8
wol: sol II 1. 4	sol: vol III 3. 6
tôt II 10	tôt: nôt III 2. 5[4]).

[1]) wohin der *wille* der Frau 152, 19 zielt, ergibt sich aus 151, 4; warum er seine Gesinnung *zer werlde* nicht kund tun kann 152, 24ᵃ, erhellt aus 151, 13 (*getar*!).

[2]) wie abrupt wirkt dieser Schluß, wenn man ihre Verheißung nicht kennt!

[3]) also Anreimen der Waise, s. u. zu Nr. 10 Anm.

[4]) über den Bau der Stollen s. Plenio, Beitr. 43, 58f.

B. Die Lieder des Zyklus.

Nr. 5. 173, 6—174, 2.

Die umstrittene Stelle in der ersten Strophe (Burdach S. 215 f.; Vogt z. St.) verstehe ich só: 'gleichwohl will ich ihr mit derselben Aufrichtigkeit dienen, mit der ich meine Bitte um Gnade' (darauf bezieht sich *daz*) 'meine; und in derselben Weise, wie ich stets an sie dachte, mögen meine Augen aushalten (ausdauern) und nicht schlechter': *baz*, wo wir 'schlechter' sagen würden, entspricht dem *langer* in Wendungen: *mir ist geschehen daz ich niht bin langer* ('weniger lang') *vrô wan unz ich lebe* (151, 9 f.); *den ich volge unz an daz zil, niht langer wan die wîle ich lebe* (157, 34 f.). Die Konstruktion mit *sô* und dem Konjunktiv ist analog wie 179, 3 f.: 'In derselben Weise wie ich werbe und mein Herz fühlt, mögen mir noch Freuden zu teil werden'.

Die Zusammengehörigkeit der Strophen hat bereits Vogt gegen Burdachs Zweifel erwiesen. Doch ist die Bindung wenig sorgfältig[1]):

rât: lât III 1. 3	stât: gât: hât IV 5. 6. 7
stât: gât IV 6. 7	gestê: vergê V 1. 3.

Dazu der gleiche Anfang von Str. III und IV mit *Wart ie* (s. Burdach S. 95).

Die letzte Strophe ist durch das Anreimen des Abgesanges ausgezeichnet; s. darüber zu Nr. 10 Anm.

Nr. 6. 174, 3—37.

Über die Einheitlichkeit des Liedes s. Vogt. Die erste und die letzte Strophe sind durch den gleichen Anfang *Ich hân* verbunden; die übrigen durch Reime[2]):

siht II 5	sach IV 3
owê: bestê III 2. 4	mê: wê: ê IV 5. 6. 7.

ân alle schult (II 2) bedeutet 'ohne jede Schuld': von ihrer Seite nämlich (anders Burdach S. 217); s. 171, 25 *Ich bin tump daz ich . . . ir des wil deheine schulde geben.* — II 5 befriedigt Burdach-Vogts *unde* nicht, s. zu Nr. 22.

Nr. 7. 172, 23—173, 5.

Die Verknüpfung der drei unbedeutenden Strophen erfolgt wieder durch gleiche und grammatische Reime:

gê, zergie I 4. 7	ergât II 3
ie: nie: zergie I 5. 6. 7	nie: gevie III 2. 4.

Nr. 8. 197, 15—198, 3.

Die vier Strophen sind recht kunstvoll verbunden:

enmac: slac I 5. 7	mac: tac III 5. 7[3])
man: began II 5. 7	man III 6; man: kan IV 1. 3
niht II 6	siht: niht IV 2. 4.

[1]) dafür ist in den Reimen in anderer Hinsicht große Kunst verborgen, s. Teil II dieser Untersuchungen.

[2]) damit ist die Technik des Dichters aber noch nicht am Ende, s. wieder Teil II.

[3]) schon von Giske S. 228 verzeichnet.

Eines der Reimwörter wird also stets wiederholt, und die Doppelreime treffen auf jeden Vers der siebenzeiligen Strophe.

Nr. 9. 156, 10—26.

entfluge bei Vogt Zeile 14 ist Druckfehler.

Nr. 10. 154, 32—156, 9.

Während man die drei ersten Strophen allgemein zu einem Liede zusammenfaßt, werden die beiden letzten verschieden beurteilt. Regel (Germ. 19, 154) will die fünfte Strophe mit der ersten bis dritten verbinden, indem er in der Waise 156, 8 die von E gebotene Lesart gegen AC (und MF.) für echt erklärt und damit den formalen Unterschied, daß Str. I—III an der entsprechenden Stelle ein Korn bieten (*zît: strît: zît*), das in Str. V nach AC fehlt, beseitigt; denn E überliefert *sît*. Die Str. IV bilde dagegen ein selbständiges Lied. Paul (S. 519 f.) hält das für wahrscheinlich. Demgegenüber sondert Burdach die Strophen (wie in MF.) als I—III und anderseits IV. V und befürwortet Umstellung der beiden letzteren. Gegen Regel macht er geltend, daß Str. V zu I—III in Widerspruch stehe, 'der, selbst die Neigung, im Wechsel die beiden Liebenden in Unkenntnis ihrer gegenseitigen Empfindungen darzustellen, zugegeben, unerträglich' sei, und daß E kein Vertrauen verdiene, so daß auch die formale Verschiedenheit in der Waise der Str. V gegen die Zugehörigkeit dieser Strophe zu den drei ersten spreche. Vogt endlich trennt mit Burdach Str. IV. V wegen des fehlenden Kornreims ab und erklärt Reimars Verfasserschaft mit Lachmann für unsicher, zumal in Str. IV *bin : sin* und *vil : wîl* analog dem sonstigen Reimschema offenbar miteinander gebunden seien. Man könne Str. IV. V gemäß Burdachs Vorschlag unter Umstellung zu einem Wechsel zusammenfassen.

Mir scheint sicher, daß die Frauenstrophe (V) von den drei ersten unter keinen Umständen abgetrennt werden darf, denn sie enthält kaum ein Wort, das nicht in engster Beziehung, bald der Entsprechung, bald des Gegensatzes, zu den anderen Strophen stünde. Die Frau beginnt mit der schmerzlichen Frage *Owê trûren unde klagen, Wie sol mir dîn mit fröiden werden buoz?* Sie gibt damit unwillkürlich zu erkennen, daß all seine Sorgen unbegründet sind; denn er hatte erklärt: *sô muoz ab ich ein anderz klagen: Ich gesach ein wîp nâch mir getrûren nie* (II 3 f.) und ihr vorgeworfen: *si was ie mit fröiden* (III 8). Sie fährt fort: *du* (nämlich *trûren* und *klagen*) *bist ze grôz*; ebenso hatte er von *sô grôzer klage* gesprochen (I 3). So wie nach ihren Worten *die swære enwendet nieman*, so versichert er, *daz es mir niht ze helfe komen mac* (I 4) und klagt über seine *sorge* (II 2; III 9). Nur ér kann ihren Kummer vertreiben (*er entuoz*) sagt sie wie in Erwiderung seines Geständnisses, daß nur sie ihm helfen könne (*mirn kome ir helfe an der zît* I 10). Sie beteuert, daß sie ihn mit *triuwen* liebe: ér hatte darauf nicht gehofft (*swie lützel ich der triuwen Mich anderhalp entstân* III 6 f.). Wenn er bei ihr in trautem Beisammensein weilte, *sô zergienge gar mîn nôt*, bekennt sie; es ist dieselbe *nôt*, von der er sagt: *diu nôt mir underwîlent Reht an mîn herze gie* (II 6). Der Grund all ihres Leides ist sein *fremeden*: daß er wirklich fern blieb, bestätigen seine Worte: *swie lange ich was*[1]) (II 5). Er ist also selbst einer von den Glücklichen *der mac gesagen daz er sîn liep in senenden sorgen lie* (II 1 f.).

[1]) Belege in meiner Anmerkung zu Reinbots Georg 1437.

Angesichts dieser genauen Entsprechungen, die fast all ihre Worte als ein Echo der seinigen erscheinen lassen, ist für mich die Zusammengehörigkeit der vier Strophen ganz gesichert. Sie wird überdies durch Reimbindungen gestützt; so wie I und II durch *tac : mac* (*: pflac : wac*) und *tac : mac* verbunden sind, so ertönt der Reim *gesagen : klagen* (II) in Str. V (*klagen : tragen*) wieder. Auch grammatischer Reim scheint nicht ohne Absicht verwendet: *tage—tac* I 1. 2; *klage* I 3—*klagen* II 3. V 1; *lie* II 2—*unverlân* III 5; *getân* II 4—*entuoz* V 5. Daß aber das Korn der Strophen I—III in Str. V keine Entsprechung hat, halte ich für Absicht: damit hebt sich die Frauenstrophe von den anderen deutlich ab[1]).

Die Kritik hat bei dem schlechten Zustand der Überlieferung an einigen Stellen einen schweren Stand: I 6 ist *sorge* neben *morgen* 8 für einen Reim zu wenig, für die Waisen, die gefordert werden, zu viel; ich möchte also *swære* (E) bevorzugen[2]), zumal *swære* in der Klage der Frau (IV 5) dadurch einen Widerhall findet. II 5 scheint mir die Ergänzung des *ie* sowie die Änderung *meit* für das *tet* aller drei Handschriften wenig glücklich. Ich vermute, daß für *sô tet si doch* (BC) einfach *sô leit*[3]) *si doch* zu schreiben ist: 'sie ließ es sich gefallen'; dann wären ihre Worte *doch ich dich liden muoz* (V 4) die Antwort darauf.

Die Str. IV endlich halte ich, wenn sie nicht rettungslos verderbt ist, für unecht; es kommt zuviel gegen sie zusammen: die Waise erlaubt in der überlieferten Form keinerlei Anknüpfung; der unreine Reim *-in : -il* hat bei Reimar keine Analogie; die Gedanken haben keine Beziehung zu denen der anderen Strophen, ja die letzte Zeile widerspricht dem Voraufgehenden geradezu (Burdach S. 201). Schließlich ist die Strophe mit den übrigen auch nicht durch Responsionsreime verkettet[4]).

Nr. 11. 201, 33—202, 24.

Der Schluß des Liedes (*als ein kint*) greift auf den Anfang zurück (*Ich enbin von mînen jâren niht sô wîse . . . ich bin tump*).

Auch die übrigen Strophen sind geschickt verknüpft[5]):

wol: sol I 2. 4	sol: wol IV 2. 4
mac: tac II 2. 4	tac: mac III 5. 6.

Die gleichen Reimwörter stehen also bei der Wiederholung in umgekehrter Folge.

[1]) indem die 'Waise' hier mit Z. 9. 11 reimt, ist die Strophe in sich abgeschlossen wie die Strophen des Mannes durch das Zurückgreifen der letzten Zeile auf den Eingang (Burdach S. 96) abgeschlossen sind. Das Anreimen der Waise auch 154, 21; 154, 37 (unrein); 168, 4; 173, 38; 189, 3; noch weiter geht die Angleichung 160, 3—5.

[2]) den umgekehrten Fehler haben BC 156, 21.

[3]) *leit* ⟨ *let*; alemannische Beispiele für *e* statt *ei*, besonders vor Dental bei Weinhold Al. Gr. § 36; und in meiner Anm. zu Rh. Paulus S. 80.

[4]) man müßte denn für *einiu* III 6 mit C *eine* schreiben, dem dann in IV 6 *meine* entspräche. Aber dieses *eine* wäre kaum Reimars Form, und die anderen Responsionen treffen abgesehen vom Korn in I—III Z. 10 stets auf Reime, die mindestens paarweise vorkommen.

[5]) womit Burdachs Scheidungsversuche (S. 230) sich wohl erledigen.

Nr. 12. 152, 25–153, 4 und 'Walther' 71, 19—34.

I.

'Ich lebte ie nâch der liute sage, 152, 25
wan daz si niht geliche jehent.
als ich ein hôhez herze trage
und si mich wolgemuoten sehent,
daz hazzet einer sêre,
der ander giht, mir si diu fröide ein êre. 152, 30
nun weiz ich weme ich volgen sol;
wan hete ich wîsheit unde sin,
ich tæte gerne wol.

II.

Ich hœre im maneger êren jehen, *W.* 71, 19
der mir ein teil gedienet hât.
der im inz herze kan gesehen,
an des genâde suoch ich rât,
daz er mirz rehte erscheine.
nû fürht ab ich daz erz mit valsche meine.
tæt er mir noch den willen schîn, *W.* 71, 25
hæt ich iht liebers danne den lîp,
des müeser hêrre sîn.'

III.

Wie kumt daz ich sô wol verstân *W.* 71, 27
ir rede, und si der mîner niht,
und ich doch grôze swære hân,
wan daz man mich frô drunder siht? *W.* 71, 30
ein ander man ez lieze:
nu volg ab ich, swie ich es niht genieze.
swaz ich dar umbe swære trage,
da enspriche ich niemer übel zuo,
wan sô vil daz ichz klage.

IV.

Ist daz mich dienest helfen sol, 152, 34
als ez doch mangen hât getân,
so gewinnet mir ir hulde wol
ein wille den ich hiute hân.
der riet mir deich ir bæte, 152, 38
und zurnde ab siz, daz ich ez dannoch tæte. 153, 1

II 3. inz *Waekernagel, Wilmanns,* in sîn *Hss., Lachmann, Paul.*
III 3. grôze swære hân *mit Paul*] grôzer sw. niht enhân AC^1C^2; *ganz abweichend E; s. u.*

nu wil ichz tuon, swaz mir geschiht.
ein reine wîse sælic wîp
lâz ich sô lihte niht.

Daß diese vier Strophen einem Dichter zugehören, hat Wackernagel erkannt; ihm folgen Wilmanns und Paul (Nr. 103) in ihren Ausgaben. Die Autorschaft, die in den Handschriften zum Teil Reimar, zum Teil Walther zugeschrieben wird, legen Wilmanns (Zeitsch. 13, 243f.), Burdach (S. 111), Plenio (Beitr. 43, 90) Walther bei[1]).

Auch darüber, welche von den Strophen zu einem Liede gehören, herrscht Schwanken: Lachmann hat II und III unter Walthers Namen zu einem Wechsel zusammengefaßt, III und IV dagegen als Einzelstrophen Reimars erklärt[2]); bei Wackernagel ist I ein selbständiges Lied, der Rest ein weiteres; Wilmanns endlich druckt II. III als Wechsel und faßt I. IV als zweites Lied zusammen.

Ich halte wieder alle Strophen für zu einem Liede (Reimars) gehörig, fasse neben Str. II auch Str. I als Frauenstrophe und ordne só, daß die beiden letzten Strophen gegen die Handschriften AC²E ihre Stellen tauschen[3]). Dann ergibt sich folgender Gedankengang.

I. Die Frau hat ihr Leben bisher immer nach dem Urteil der Welt eingerichtet. Aber jetzt ist sie unsicher, denn die Welt geht in ihrem Urteil auseinander: wenn sie in erhöhter Stimmung ist und die Menschen sie froh sehen, feindet sie der eine darob an, während der andere erklärt, ihre Freude gereiche ihr zur Ehre. So wisse sie nicht, wem folgen; und doch würde sie gerne richtig handeln, wenn sie nur klug und weise wäre. — Aus dem ganzen Zusammenhang geht hervor, daß unter der *fröide*, die eine so geteilte Aufnahme erfährt, die Liebesfreude gemeint ist, daß sie also ein *hôhez herze* trägt und *wolgemuot* ist im Glück ihrer Liebe. Die sie darob anfeinden, sind also die Neider; die aber finden, daß solche Freude sie ehrt, sind offenbar neben dem Geliebten selbst ihre und seine Freunde. In diesem Widerstreit der Meinungen das Rechte zu tun, fühlt sie sich nicht genügend klug und erfahren. Aber wir ahnen, wem sie *volgen* wird: eben ihre *fröide* verrät uns das.

II. Sie hört von ihm, der ihr seine Dienste gewidmet hat, viel, was ihm zur Ehre gereicht. Aber sie fürchtet, daß er es nicht aufrichtig meint, und so wendet sie sich an Gott, der ihm ins Herz zu schauen vermag, um Beistand, damit er es ihr klar mache. Wenn der Geliebte ihr seinen ernstlichen Willen noch klar machte, dann sollte er unumschränkt gebieten über alles, was sie hat. — Die Strophe zeigt die Frau in demselben Schwanken wie die vorhergehende; war sie dort unsicher, ob sie sich froh zeigen dürfe, so hegt sie hier Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Neigung, denn er hat ihr wohl oft gedient, aber den *willen* noch nicht zu erkennen gegeben. Weil er darüber schweigt, kann nur Gott, der in die Herzen sieht, sie aus ihrem Zweifel retten. Dieses Schwanken wird wohl mit dem der vorhergehenden Strophe zu verknüpfen sein, d. i. die Menschen, von denen sie den Geliebten hat rühmen hören, sind die Freunde, die erklärt haben, daß die Liebesfreude ihr zur Ehre gereiche. Und ihre Besorgnis, er könnte es nicht aufrichtig

[1]) während Wackernagel (S. Xf. seiner Ausgabe), E. Schmidt (S. 43) und Paul (S. 552f.) für Reimar eintreten.

[2]) ebenso Paul, nur daß er alle vier Strophen Reimar zuschreibt.

[3]) auch in C¹ folgt auf II sofort III.

meinen, wird von den Neidern geweckt oder geschürt worden sein. Eines steht aber auch hier wieder fest: ihre Neigung, die sich in den Schlußworten deutlich verrät.

Auf diese Zweifel geben die beiden folgenden Strophen des Liebenden die Antwort.

III. Er weiß nicht, wie es kommt, daß er ihre Worte stets so gut versteht, sie aber die seinigen nicht, obwohl er doch tief bekümmert ist, wenn man ihn auch dabei fröhlich sieht. Ein anderer würde in solcher Lage wohl ablassen: ér will seinen Weg weitergehen, wenn er auch keinen Lohn findet. Der Kummer aber, den er darob empfindet, der soll sich nur in Klagen äußern, nicht in Tadel. — Wenn er darüber klagt, daß sie seine Worte trotz seinem Kummer nicht versteht, so kann sich das nur darauf beziehen, daß sie an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zweifelt, weil er ihr den *willen* nicht deutlich kundgetan habe. Darüber ist ér verwundert: sein Kummer ist ja das sicherste Zeichen seiner Neigung, die er überdies in einer, wie er bisher meinte, genügend verständlichen Weise bekannt hat[1]).

IV. Jetzt aber faßt er einen Vorsatz (*wille*), der ihm wohl ihre Gunst erringen wird, falls sein Dienen ihm überhaupt nützen soll. Er ist entschlossen, um sie anzuhalten[2]), unter allen Umständen, selbst dann, wenn sie darüber erzürnen sollte. Denn von einer so reinen, klugen und begnadeten Frau läßt er so leicht nicht ab. — Der enge Zusammenhang mit den anderen Strophen ist deutlich: das *volgen* (III), zu dem er entschlossen ist, selbst wenn er es nicht *genieze*, kann nichts anderes bedeuten, als daß er seinen *dienest* fortsetzen will; damit ist der Übergang zu Str. IV geschaffen: *Ist daz mich dienest helfen sol*[3]). Der *wille*, um sie anzuhalten, ist der *wille*, den sie gewünscht hat, um aus ihren Zweifeln über die Aufrichtigkeit seiner Liebe erlöst zu werden (II). Er hat ihn *hiute* gefaßt zum Unterschied von seinem bisherigen Verhalten, das nicht deutlich genug für seine Liebe sprach (III). Er nennt sie *wise* und nimmt sie damit gegen ihre eigenen Worte (*hete ich wîsheit* I) in Schutz[4]). Und er erklärt: 'eine solche Frau *lâz ich sô lîhte niht*', in deutlichem Gegensatz zu dem Verhalten anderer: *ein ander man ez lieze* (III). Dem Schwanken und Zweifeln der Frau, die zu Gott um *rât* flüchtet (II 4), steht überall seine männliche Entschlossenheit gegenüber, die sich vom eigenen Willen *râten* läßt (IV 5)[5]). Sie ist vom Urteil der Welt beeinflußt (I. II)[6]), er handelt, was auch immer ihm *geschiht* (IV 7). Sie ist über seinen Wert noch nicht ganz sicher (II): ihm ist sie *ein reine wîse sælic wîp* (IV 8).

Der gedanklichen Verknüpfung entspricht wiederum die Strophenbindung durch das formale Mittel gleicher oder grammatischer Reime und Reimwörter:

---

[1]) damit ist Pauls Konjektur zu III 3 gesichert. Die Handschriften lassen ihn sagen, daß er keinen großen Kummer habe; dazu paßt auch *swaz ich dar umbe swære trage* III 7 sehr übel.,

[2]) so übersetzt Wilmanns (zu 71, 38) ganz richtig. Damit fallen aber die Bedenken, die er Zs. 13, 213 f. dagegen vorbringt, daß man den *willen* IV 4 mit dem *willen* in II 7 identifiziere, dahin; denn 'um eine Frau anhalten' ist weit mehr, als 'eine Bitte um Liebe' vorbringen. Ebenso deutet Wilmanns (zu 71, 36) das Wort *hulde* unbefriedigend.

[3]) zugleich wird damit bestätigt, was sie gesagt hat: *der mir ein teil gedienet hât* (II 2).

[4]) damit wird das Adjektiv *wise* A gegen die La. in BC[1], die v. Schissel (s. Vogt z. St.) verteidigt hat, gesichert.

[5]) sie gesteht: *nun weiz ich wem ich volgen sol* (I 7); er erklärt: *nu volg ab ieh* (III 6).

[6]) *si ... jehent* I 2; *der ander gihet* I 6; *Ich hære im maneger êren jehen* II 1.

sage : trage I 1. 3	trage : klage III 7. 9
jehent : sehent I 2. 4	jehen : gesehen II 1. 3
sol : wol I 7. 9	sol : wol IV 1. 3
hât II 2	hân III 3; IV 4
erscheine II 5	schîn II 7
verstân : hân III 1. 3[1])	getân : hân IV 2. 4
niht : siht III 2. 4	geschiht : niht IV 7. 9
getân IV 2	tæte IV 6.

Endlich reimen die Waisen der zweiten und der vierten Strophe aufeinander: *lîp : wîp*. Über die Waisen in Str. I und III s. u.

Die Strophenform unseres Liedes ist fast dieselbe wie in dem weiter unten zu besprechenden Lied Nr. 29, 153, 5[2]). Dazu treten nahe Berührungen im Gedanken und Ausdruck mit diesem wie mit anderen Liedern[3]): wie bei 'Walther' die Frau unsicher ist (*nun weiz ich weme ich volgen sol; . . . sô tæte ich gerne wol* I 7), so bei Reimar der Dichter selbst (*nû enweiz ich wie ich leben sol Und gedenke, wie getuon ich wol* 152, 24[c]); der *wille* spielt bei beiden eine entscheidende Rolle ('Walth.' II 7; IV 4; Reim. 151, 4. 26; 152, 19. 24[b]); ebenso die *rede*, nur daß 'Walther' zu wenig deutlich sprach (III 1), während Reimar überhaupt verstummte (153, 27. 29); aber die Verwunderung ist bei beiden gleich (*wie kumt* 'Walth.' III 1; *daz mich des iemer wunder hât* Reim. 153, 26). 'Walther' sagt von sich: ich habe *grôze swære: wan daz man mich frô drunder siht* (III 3): Reimar erklärt (s. schon Wilmanns z. St.): *nu wæn iemen grœzer ungelücke hât, und man mich doch sô frô dar under siht* (170, 38); aber 'Walther' behält sich wenigstens vor, zu klagen: *da en'spriche ich niemer übel zuo, wan sô vil daz ichz klage;* Reimar verzichtet auch darauf: *ich solte in klagen die meisten nôt, Niuwan daz ich von wiben übel niht reden kan.* Vor allem aber: Reimar hat das Bitten schon aufgegeben: *bœt ich si noch, ich kunde ez niht verenden* (154, 1), 'Walther' dagegen faßt vor unseren Augen erst (*hiute*) den Entschluß, um sie zu bitten (*deich ir bœte* IV 5).

Ist all dies ein Unterschied im Temperament zweier Dichter, von denen der eine sein Glück in der Resignation sucht, der andere in kühner Werbung? Ich glaube: nein, es ist ein Unterschied in der Erfahrung ein und desselben Dichters, den die Liebe von kühnem Begehren bis zum stillen Bescheiden gebracht hat. 'Walther' ist niemand anderer als der Reimar früherer Tage. Nicht 'Walther wollte, wie es scheint, ein Gegenstück dichten'[4]) (Wilmanns in seiner Einleitung zu Walther Nr. 50), sondern Reimar selbst[5]).

Daß es als Gegenstück gedacht ist, beweisen nicht nur jene inhaltlichen Bezüge und die nahezu vollkommene Gleichheit der Strophenform, sondern vor allem die zahlreichen Entsprechungen im Reim[6]). Folgende Ausgänge, ja Reimwörter sind beiden Liedern gemeinsam:

[1]) auch durch diese Responsionen erweist sich Pauls Konjektur *hân* als richtig; denn das *enhân* der Handschriften stört das sonst herrschende Prinzip, daß mindestens ein Wort des Reimpaars ganz unverändert wiederkehrt: *trage*; *sol : wol*; *niht* erscheinen doppelt.

[2]) bei diesem hat die fünfte Zeile 4 Takte statt 3.

[3]) über die Berührungen mit Reimars sonstiger Poesie s. Burdach S. 111 ff.

[4]) dazu ist das Gegenstück auch viel zu wenig pointiert. Wo Walther gegen Reimar das Wort ergreift, ist alles viel spitziger gehalten.

[5]) das Nähere s. im zweiten Teil dieser Untersuchungen.

[6]) ein Mittel, wodurch Reimar auch anderwärts zwei Lieder miteinander in Beziehung setzt, s. u. zu Nr. 30, 177, 10.

'Walther'	Reimar
sage : trage I 1. 3; trage : klage III 7. 9	zage : tage II 1. 3
verstân : hân III 1. 3; getân : hân IV 2. 4	hân VII 8
hât : rât II 2. 4	bestât : hât II 2. 4
bæte : tæte IV 5. 6	tæte : stæte I 5. 6
sêre : êre I 5. 6	mêre : sêre IV 5. 6
niht : siht IV 2. 4; geschiht : niht IV 7. 9	geschiht : niht I 2. 4
sin I 8	sin : gewin VI 1. 3
schîn : sîn ('esse') II 7. 9	mîn : sîn ('esse') V 7. 9
lîp II 8; wîp IV 8	wîp : lîp III 1. 3
sol : wol I 7. 9; IV 1. 3	sol : wol VI 7. 9.

Ohne solche, meist sogar dieselbe Stelle treffende Entsprechung verbleiben in 'Walthers' Lied nur: I 2. 4 *jehent : sehent* und II 1. 3 *jehen : geschen*; dazu stellt sich aber bei Reimar ganz ungezwungen *ensihe : vergihe* V 2. 4. Analog tritt zu 'Walthers' *lieze : (: genieze)* III 5. 6 bei Reimar *verlie (: enphie)* VI 2. 4. Ferner *erscheine (: meine)* II 5. 6, wozu sich aber wenigstens *schîn* in derselben Strophe Zeile 7 als grammatischer Reim gesellt. Somit bleibt gänzlich isoliert nur die Waise in Str. III 8 (*da enspriche ich niemer übel*) *zuo* (*zuo* AC^1C^2, *von* E). Ist das von E gebotene *von* in *van* zu ändern[1]), womit ein Gegenstück zu Reimars *man : gewan* (III 2. 4) und *man* II 8 gewonnen würde?

Nr. 13. 170, 1—35.

Im Eingang bevorzuge ich mit den Herausgebern (gegen Paul) *zuo der liebe* statt *durch die liebe*. Nicht nur, weil *gâhen* ein Ziel verlangt (Burdach S. 214), sondern auch weil der Dichter im weiteren Verlauf ausdrücklich sagt *nie kund ich ir näher komen* (Str. IV).

Die Verknüpfung der Strophen erfolgt mit zweierlei Mitteln: I und II hängen durch die ähnlichen Wendungen *doch versuoche ichz alle tage* und *daz versuochte ich* zusammen. Anderseits dienen gleiche und grammatische Reime[2]) der Bindung:

hân I 2	hât V 4
tage I 5	tac III 5; IV 6
trage I 7	tragen II 4
tac : mac III 5. 7	tac IV 6
gât : lât IV 5. 7	missetât : hât V 2. 4
gât IV 5	gienge V 3.

Die sicherlich falsche Überlieferung der Verse I 5—7 in E war in der Vorlage offenbar noch nicht so unverständlich: *doch gespriche ich nimmer niht : ich erkenne an ir die sinne, bin ich ir getriuwe, daz si mirz in den ougen siht* war wohl der, freilich metrisch schon unzulänglich geformte Gedanke.

Nr. 14. 159, 1—160, 5.

Auch in diesem Liede[3]) sind die Strophen (mit auffälliger Ausnahme der zweiten) durch gleiche Reime (und selbst Reimwörter) miteinander verkettet:

I 1. 3 man : enkan — III 5. 6. kan : gan; — V 1. 3. 7. 8. 9 gan : dan : man : nan : kan.
I 2. 4 sol : wol — IV 5. 6. sol : wol.

[1]) das ja bei Gottfried von Straßburg bekanntlich (Zwierzina Zeitsch. 44, 4 Anm.) sehr häufig ist.
[2]) zwei davon schon bei Giske S. 238.
[3]) über seinen Strophenbau s. Plenio, Beitr. 42, 451 f. 476 Anm. 1.

Dazu mit grammatischem Reim: I 5 *tuot*; IV 3 *undertân*; V 6 *missetât*; — IV 1 *hân*; V 5 *hât*; — IV 2 *genomen*; V 8 *nan*. Zur Anreimung der drei letzten Zeilen in der Schlußstrophe an Zeile 1. 3 vgl. o. S. 18, Anm. 1.

Nr. 15. 196, 35—197, 14.

Den Schluß der dritten Strophe gibt E bekanntlich in anderer Fassung als C. Burdach S. 229 f. ist für E eingetreten. Aber schon Vogt hat mit Recht hervorgehoben, daß das Nebeneinander von *ir : mir* und *ich : mich* sowie die unmetrische Fassung der vorletzten Zeile gegen E spricht[1]). Auch die Betrachtung des Inhalts führt zu einem E ungünstigen Ergebnis. Was E bietet, konnte jemand schreiben, der nur dieses Lied Reimars kannte, nicht aber auch die Strr. Walthers 111, 23. 32, gegen die Reimar sich hier wendet; denn *lieze loben mîne frouwen mich* kann sehr wohl aus dem Anfang der Str. II (*Waz unmâze ist daz ob ich des hân geswôrn daz si mir lieber sî dan elliu wîp*) herausgesponnen sein. Die Fassung C dagegen (*unde heten wert ir liep und liezen mine frowen gân*) setzt voraus, daß Reimars Dame angegriffen wurde: das geschah in jenen Strophen Walthers in der Tat[2]), läßt sich aber aus bloßer Kenntnis von Reimars Lied nicht leicht entnehmen. Somit war der, der die Fassung C dichtete, mit der literarischen Vorgeschichte jedenfalls besser vertraut als der Autor von E.

Dasselbe Moment spricht nun auch gegen die beiden nur in E 254 (= m 2). 256 überlieferten Strophen unseres Tones (bei Vogt S. 424), deren Echtheit von Paul (S. 523 f.) und von Wilmanns (zu Walth. 121, 2 f.) behauptet, von Schmidt (S. 73), Burdach (S. 230) und Vogt bestritten wurde. Der Verfasser dieser Strophen hat sowenig wie der des Schlusses von Str. III (mit dem er wohl identisch war) Kenntnis von Walthers Angriff. Daher mißversteht er Reimars Satz: *diu liebe si ein lüge diech von ir sage* (III 3). Reimar meint damit, man mache ihm den scherzenden Vorwurf, daß die Freude, die er von seiner Dame erhalten haben will, nur erlogen sei[3]). Der Autor von E 254 dagegen, der nur die Antwort Reimars kennt, interpretierte *liebe* als 'genossene Liebesgunst', deren sich Reimar erlogenerweise gerühmt hätte, und setzt sich dagegen zur Wehr mit den Worten *Ich ensprach nie daz si an mir tæte wol; wan genædeclîchen, des bat ich.* Er rettet also die Unschuld der Dame, anstatt ihre Liebenswürdigkeit[4]). Die weiteren vier Zeilen dieser Strophe schweifen ab zu dem Verhalten der Dame selbst und sind offenbar durch Walthers Verse 121, 2 f. 23 (s. Wilmanns a. a. O.) inspiriert: mit dem Zweck von Reimars Strophen (Abwehr von Walthers Angriff) haben sie nichts zu tun. Ebensowenig wie E 256, wo über üble Behandlung im allgemeinen geklagt wird, weil der Verfasser wieder

[1]) hinzukommt die ungeschickte Wortstellung im letzten Vers. Allerdings ist auch C nicht ganz fehlerlos, s. das *unde* im ersten Takt der letzten Zeile (vgl. zu Nr. 22, 178, 13), das um so verdächtiger ist, als der Schlußvers in den beiden anderen Strophen Auftakt hat.

[2]) das Nähere bei Betrachtung des Verhältnisses zwischen Reimar und Walther im zweiten Teile dieser Untersuchungen.

[3]) s. das Nähere wieder später a. a. O.

[4]) freilich mit sehr ungeschickter Ausdrucksweise, wie ja auch der Relativsatz im zweiten Vers der Str. II ganz schief wirkt (denn mit *bæser handelunge* will man doch wohl von allen Menschen verschont bleiben). Störend ist *rollecliches* bei *trôstes* (Str. I), weil er ja gar keinen *trôst* hat; und ungefüge folgen die beiden Relativsätze II 2 (Komma statt Punkt nach *sin!*) und 3 aufeinander.

nicht weiß, daß Reimars Klagen einen ganz besonderen Ausgangspunkt haben: eben jenen Angriff Walthers.

Der Anonymus hat Reimars Lied 187, 31 offenbar gekannt[1]) (s. Pauls hübsche Parallele S. 523 f.). Aber auch das zeigt, daß wir nicht Reimar in ihm sehen dürfen: denn dieses Lied (Nr. 34) ist, wie sich im zweiten Teil dieser Untersuchungen noch ergeben wird, erst nach jener Abwehr von Walthers Angriff entstanden.

Die Strophen I und III des echten Liedes sind durch die Reime auf *-ân* miteinander verbunden (Giske S. 75). Die Ausgänge der Mittelstrophe finden auch in den Strophen E 254. 256 keine Entsprechung.

Nr. 16. 165, 10—166, 15.

Bereits Vogt ist für die von Burdach bestrittene Einheitlichkeit dieser fünf Strophen mit guten Gründen eingetreten (s. die Anmerkung). Eine Interpretation im einzelnen sowie formale Kriterien bestätigen sie.

I. Niemand braucht mich zu fragen, was ich Neues zu sagen habe: ich bin nicht froh. Die Freunde sind meines Klagens überdrüssig. So gehts mit allem, was man zu oft hört. Nun hab ich davon den Schaden (bei der Geliebten) und den Spott (bei den Menschen). Was widerfährt mir doch, Gott möge es beachten, an Leid unverdient und ohne Grund! Wenn ich nicht Liebesglück erlange, so wird niemand von meiner Freude irgendeinen Gewinn haben (d. i. so kann ich nicht, wie die Menschen verlangen, *vrô* sein und sie mit Gesang erfreuen). II. Die Frohen werfen mir vor, daß ich die Geliebte nicht so heiß liebe wie ich mich gebärde (d. i. daß mein Kummer nicht echt sei). Sie lügen und es gereicht ihnen zur Unehre; denn sie war mir stets wie mein eigenes Leben. Sie aber hat mir dabei nie den Sinn erleichtert. Solche Grausamkeit und was sie mir sonst noch zufügt, muß ich aushalten wie ichs vermag. Bisweilen ist mir wohl zu Mute gewesen: soll mir jetzt nie mehr ein Tag des Glückes werden? III. Heil Dir, Weib, welch reines Wort! wie lieblich auszusprechen und zu verstehn[2])! Nichts ward je so preisenswert, sofern Du wahrhaft gut bist, wie Du. Deinen Preis vermag niemand mit Worten zu erschöpfen. Wem Du treu zugetan bist, heil ihm, der ist begnadet und hat Grund das Leben zu lieben. Du schenkst aller Welt frohen Sinn: warum kannst Du nicht auch mir ein wenig Freude schenken? — Der Zusammenhang dieser Strophe mit den übrigen ist deutlich genug: sie hebt in ihrem Preise der Frauen all das hervor, was Reimar bei der Geliebten zu finden noch hoffen muß. Daher die Voraussetzung *swâ duz an rehte güete kêrest*; denn von ihr mußte er bekennen, daß sie ihn *nie getrôste* und *ungenâden* voll ist (II); daher die weitere Voraussetzung *swes du mit triuwen phligest, . . . derst ein sælic man und mac vil gerne leben;* denn ihm ist von ihr *unverdienet und âne schult* nur Leid widerfahren (I), er ist kein *sælie man* (s. *ich enbin niht frô* I), er *mac* nicht *vil gerne leben* (s. *gewinne ab ich nu niemer guoten tac?* II). So schließt die Strophe mit der Bitte um *fröide*, die ihm bisher ja versagt ist (s. *son hât an mîner fröide*[3]) *nieman niht* I). — IV. Ich habe mir zwei Fragen vorgelegt, die erregen in meinem Sinn widerstreitende Gedanken:

[1]) ebenso Walther (s. Wilmanns zu 121, 2 f., der das Verhältnis umgekehrt beurteilt).

[2]) *erkennen* 'verstehen, begreifen' wie z. B. 167, 29. *ist* A halte ich mit MF. für das echte, schon darum, weil *nennen* nur auf *name* paßt, nicht aber auf *wîp*, s. Zs. 56, 75 Anm. 2.

[3]) die Orthographie in MF. muß wieder ausgeglichen werden.

ob ich wollte, daß ihre Erhabenheit mit meinem eigenen Willen gemindert würde oder ob ich will, daß sie noch größer sei und sie, die begnadete, dastehe, unberührt von mir und allen anderen Männern. Sie beide verursachen mir Schmerz; denn ich werde mich nie freuen, wenn sie von ihrer Höhe herabsteigt[1]); aber ich werde es auch immer beklagen, wenn sie mir ferne bleibt. — Diese Strophe zeigt die Tiefe seiner von eigensüchtigen Gedanken freien Liebe und will dadurch erneut auf die Geliebte wirken; zugleich werden so die Zweifel der Menschen an der Aufrichtigkeit seiner Neigung (II) entkräftet. — V. Wenn ich auf solche Weise alles tue und getan habe, um mit vollem Recht (*von rehte* Gegensatz zu *unverdienet* und *âne schult* I) in ihre Huld zu kommen, und wenn ich sie lieber habe als die ganze Welt, was kann ich dafür (s. *âne schult* I), wenn sie bei alledem[2]) mein nicht achtet? Wer aber jetzt noch behauptet, daß ich nicht im Ernst klage, der möge sich diese meine Worte vorsingen lassen . . . .[3]) und passe auf, ob ich irgendwo auch nur ein Wort gesagt habe, das nicht, bevor ichs aussprach, in meinem Herzen gewohnt hat[4]). — Mit dieser Strophe führt der Dichter die beiden Absichten, denen sein Lied dient, zum Ziel: der Geliebten gegenüber betont er noch einmal, daß der *schade* (I 5), den sie ihm zufügt, unverdient ist; und der Welt gegenüber betont er, daß nun ihr *spot* (I 5) als grundlos erwiesen sei. Auch im Ausdruck greift der Schluß auf den Anfang zurück, wie Vogt bemerkt: die Worte *iehn gelige herzeliebe bî* (I 8) ertönen variiert wieder in den Schlußworten: *ezn lœge ê i'z gesprœche herzen bî.*

Über die Verkettung sämtlicher Strophen durch gleiche Reime und Reimwörter gibt die folgende Übersicht Auskunft:

sage : klage I 1. 3	klagen : sagen V 5. 6
frô : sô I 2. 4	frô IV 8
bî I 8	? : bî V 7. 9
muot : getuot II 5. 6	muot III 8; *vgl.* getân V 1
mîn : sîn '*esse*' IV 2. 4	sîn '*esse*' : mîn V 2. 4.

Walther sagt in der einen seiner Klagen auf Reimars Tod (82, 34) bekanntlich: *und hetest niht wan eine rede gesungen, 'sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!'* Reimar selbst gebraucht das Wort in der von seinem Nachfolger zitierten Strophe nur in allgemeinem Sinne, dagegen in der Schlußstrophe von eben diesem seinem Liede (*der lâze im mîne rede beide singen unde sagen*). Somit bezeugt auch Walther die Einheitlichkeit unserer Strophen[5]).

Nr. 17. 171, 32—172, 22.

Die juristische Terminologie des Liedes hat Burdach S. 45 f. 122. 215 klargestellt. Der enge Zusammenhang zwischen den drei ersten und den zwei letzten Strophen ist

[1]) verwandt ist der Gedanke in der Strophe 179, 30.

[2]) *dar under* in derselben Bedeutung II 5; s. auch 170, 39.

[3]) *als si* gedichtet (gemeint) *si* oder dergleichen mag in der Lücke gestanden haben; Burdachs Ergänzungsversuche scheinen mir unbefriedigend. *unde* im ersten Takt der folgenden Zeile ist verdächtig (s. u. zu Nr. 22) und gehört vielleicht als *und* vor die Lücke.

[4]) ich lese mit Burdach und Paul *lœge* für *lige*, und deute die beiden (*ge*)*spreche* in E mit Paul als Konjunktive des Präteritums. Wilmanns' Versuch, durch Umstellung der Strophen die Präsentia zu retten (Leben und Dichten Walthers[2] zu III 50), scheitert an dem *nû* in *swer nû giht daz ich ze spotte künne klagen* (V 5); denn dieses setzt alle anderen Strophen voraus.

[5]) s. Wilmanns Leben[2] zu III 50. Burdach dagegen verwertet Walthers Worte in entgegengesetztem Sinne, aber, wie mir scheint, mit sehr künstlicher Deutung.

deutlich: der *gewalt* in Str. I ist derselbe wie in Str. IV; *zurnde* und *zorn* (IV. V) geht auf ihre Wutäußerung (III), und worin sein Rechtsauspruch begründet ist (*sô getrûwe ich mînem rehte wol* II), deutet der Anfang der Str. IV an.

Dabei hängen aber die ersten drei Strophen enger zusammen: das kommt auch in der Strophenbindung zum Ausdruck:

hân : begân I 2. 4	hân : getân II 2. 4[1])
frô I 3	fröun III 4
getân II 4	getuot V 3.

Nr. 18. 166, 16—167, 30.

I.

Der lange süeze kumber mîn 166, 16
an mîner herzelieben frowen derst erniuwet.
wie möhte ein wunder grœzer sîn,
daz mîn verlorner dienest mich sô selten riuwet,
wan ich noch nie den boten gesach 166, 20
der mir ie bræhte trôst von ir, wan leit und ungemach.
wie sol ich iemer dise unsælde erwenden?
unmære ich ir, daz ist mir leit:
si enwart mir nie sô liep, kund i'z verenden.

II.

Owê daz alle die nu lebent 167, 22
wol hânt erfunden wie mir ist nâch einem wîbe,
und si mir niht den rât engebent
daz ich getrœstet würde noch bî lebendem lîbe. 167, 25
jô klage ich niht mîn ungemach,
wan daz den ungetriuwen ie baz danne mir geschach,
die nie gewunnen leit von seneder swære.
got wolde, erkanden guotiu wîp
ir sumelîcher werben, wie dem wære! 167, 30

III.

Wâ nu getriuwer friunde rât? 166, 25
waz tuon ich, daz mir liebet daz mir leiden solte?
mîn dienest spot erworben hât
und anders niht: ob ich ez noch gelouben wolte,
jô wæn i'z uu gelouben muoz.
des wirt och niemer leides mir unz an mîn ende buoz, 166, 30

I 9. si *mit sämtlichen vier Handschriften statt Pauls von Vogt aufgenommenen* so; *daher Doppelpunkt statt Komma nach* leit *der vorhergehenden Zeile, s. u.*

II 5. joch *Vogt, s. u.*

III 5. jô] *mit C: Vogt* joch *mit b und mit abweichender Interpunktion in Z.* 4. 8. *hier fehlt eine Silbe.* [1]) Giske S. 71.

sît si mich hazzet diech von herzen minne.
mirn kunde ez nieman gesagen:
nu bin ichz vil unsanfte worden inne.

IV.

Ein rede der liute tuot mir wê: 167, 13
da enkan ich niht gedulteclîchen zuo gebâren.
nu tuont siz alle deste mê: 167, 15
si frâgent mich ze vil von miner frouwen jâren,
und sprechent, welher tage si si.
dur daz ich ir sô lange bin gewesen mit triuwen bî:
si sprechent daz es möhte mich verdriezen.
nu lâ daz aller beste wîp 167, 20
ir zühtelôser frâge mich geniezen.

V.

Daz si mich alse unwerden habe 166, 34
als si mir vor gebâret, daz geloube ich niemer:
nu lâze ein teil ir zornes abe,
wan endeclîchen ir genâden beite ich iemer.
von ir enmac ich noch ensol.
sô sich genuoge ir liebes frœunt, sost mir mit leide wol. 166, 39
und kan ich anders niht an ir gewinnen, 167, 1
ê daz ich âne ir hulde sî,
ich wil ir güete und ir gebærde minnen.

VI.

Mac si mich doch lâzen sehen, 167, 4
ob ich ir wære liep, wie si mich haben wolte.
sît mir niht anders mac geschehen,
sô tuo geliche deme als ez doch wesen solte,
und lege mich ir nâhe bî
und bietez eine wîle mir als ez von herzen sî:
gevalle ez danne uns beiden, sô si stæte: 167, 10
verliese ab ich ir hulde dâ,
sô sî verborn als obe siz nie getæte.

In MF. sind die Strophen I. III. V. VI zu einem Liede verbunden; IV und II werden als zwei Einzelstrophen gefaßt. Burdach trennt auch noch Str. VI ab als später nachgedichtet oder als Ersatz für Str. V.

Gegen die Abtrennung von Str. IV spricht der Zusammenhang, der zwischen dem *spot* III 3 und der *rede der liute*, die den Inhalt von IV bildet, innerlich besteht, zumal das *vil unsanfte* III 9 doch offenbar dieselbe Ursache hat wie das, was ihm *wê tuot* IV 1, nämlich

V 8. *Vogt ohne Komma.*

eben die *rede der liute*. Von diesem Gesichtspunkt aus erkennt man auch bald, daß die beiden Strophen sich gegenseitig erhellen. Denn was bedeuten die Sätze: *mirn kunde ez nieman gesagen: Nu bin ichs vil unsanfte worden inne?* Das Verständnis hängt von der richtigen Erklärung des *ez* und des (*ich*)*s* ab. Auf den unmittelbar vorhergehenden Satz kann *ez* nicht gehen, denn das ergäbe keinen Sinn. Dagegen wird alles klar, wenn man *ez* auf die Frage *waz tuon ich?* bezieht: der Dichter vermißt den *rât getriuwer friunde* und fragt gequält: *waz tuon ich?*[1]) Dazu paßt vortrefflich der Schluß *mirn kunde ez nieman gesagen*. Aber er fährt auch fort: *nu bin ichs vil unsanfte worden inne*. Das (*e*)*s* muß hier dasselbe meinen wie früher *ez*. Er ist also jetzt inne geworden, was er tun soll, und zwar *vil unsanfte* 'auf grausame weise'; da dies *unsanfte* mit dem *wê tuon* Str. IV 1 zusammengehört, so ist er also durch die spöttische Rede der Leute sich klar geworden, was er zu tun habe: was *getriuwe friunt* nicht vermochten, hat der *spot*, wenn auch auf grausame Weise, zuwege gebracht. Inwiefern soll ihm aber der Spott helfen? Offenbar, indem er die Dame veranlaßt, aus ihrer bisherigen Abneigung herauszutreten: *nu lâ daz allerbeste wîp Ir zühtelôser frâge mich geniezen*. Nicht ohne Absicht nennt er sie *daz aller beste wîp*: denn ihre *güete* V 9 muß ihr den Gedanken, ihn für den Spott zu entschädigen, nahelegen. — Deutlich ist auch der Zusammenhang der Rede der Leute IV 7 *si sprechent daz es* (das *mit triuwen bî wesen*) *möhte mich verdriezen* mit seinen eigenen Gedanken: *wie möhte ein wunder grœzer sîn, Daz mîn verlorner dienest mich sô selten riuwet* (I 3).

Ebenso deutlich hängt Str. II mit den übrigen zusammen. Wenn er beklagt, daß ihm die Menschen *niht den rât engebent*, so kann das doch nur mit dem *rât* III 1 verbunden werden, zumal der *rât* erzielen soll, daß er *getrœstet würde* II 4, und er in Str. I beklagt hat, daß er nie *trôst* von ihr empfangen hat. Und wenn er weiters versichert: *jon klage ich niht mîn ungemach*, so kann das doch nur das *ungemach* von Str. I 6 meinen; so wie die *ungetriuwen* II 6 sichtlich das Widerspiel zu ihm selbst bilden, der ihr *sô lange mit triuwen* gedient hat, IV 6[2]); und so wird er unter denen, die er als *guotiu wîp* charakterisiert, in allererster Linie an seine eigene Dame gedacht haben, das *aller beste wîp* (IV 8), deren *güete* er nie aufhören wird zu lieben (V 9).

Die dargelegten Beziehungen und andere, die gleich zur Sprache kommen sollen, führen zu der oben gewählten Anordnung. Sie ergibt folgenden Gedankengang. I. Sein Liebeskummer, den er mit Recht *lange* nennt (s. *sô lange* IV 6; *noch bî lebendem lîbe* II 4), hat neue Nahrung bekommen. Wie wunderbar, daß ihn sein vergebliches Werben nicht gereut, da er doch noch nie einen Boten des Glückes von ihr empfangen hat, sondern nur des Leides und der Sorge. Wie soll er dieses Verhängnis je zum Guten wenden? Wenn er ihr gleichgültig ist, so bereitet es ihm Schmerz; könnte er es aber je zu gutem

[1]) diese Frage ist dieselbe wie I 7: *wie sol ich iemer dise unsælde erwenden?* Seine *unsælde* aber besteht darin, daß er ihr *unmære* ist, I 8. Das ist ihm *leit*. Darauf zielt offenbar auch der Satz *daz mir leiden solte*, III 2. Der Inhalt seiner Frage ist also: was soll ich tun, damit mir ihre Gleichgültigkeit *liebet*, 'zu etwas Erfreulichem wird'.

[2]) Widerspiel auch darin, daß sie *nie gewunnen leit von seneder swære*, während er mit *leit* überladen ist (I 6. 8; III 2. 6; V 6). Dies spricht für *leit* bC und gegen *not* Em, wie Burdach lesen wollte.

Ende führen, so wäre sie ihm noch teurer als bisher[1]). II. Ach, auf jene Frage (I 7 *wie sol ich iemer dise unsælde erwenden*), wie ich noch in diesem Leben von ihr beglückt werden könnte, wissen alle keinen Rat, obwohl sie doch genau wissen, wie sehr mich nach dieser Frau verlangt. Ich will über mein Unheil wahrhaftig nicht klagen, wohl aber darüber, daß es den Treulosen, die nie solches Leid von der Liebe erfahren haben wie ich, stets besser erging als mir. Wollte Gott, daß gütige Frauen zur Einsicht kämen, wie es mit der Bewerbung so mancher steht! III. Wo sind aufrichtige Freunde, mir zu raten? Was soll ich tun, damit das, was mir eine Quelle des Leids sein sollte[2]), eine solche der Freude wird? Mein Werben hat mir bisher nur Spott eingetragen und sonst nichts. Wenn ich das bisher schon sehr geneigt war[3]) zu glauben, wahrhaftig[4]) jetzt, denk ich, muß ich es glauben. Und darum wird meinem Leid auch bis an mein Ende (s. *noch bî lebendem libe* II 4) nicht mehr abgeholfen werden, da sie, die ich von Herzen liebe (*herzeliebe* I 2) mich haßt. — Niemand wußte es mir zu sagen (was ich tun soll, um mein Leid in Freude zu wandeln): jetzt aber hab ichs erfahren, freilich auf grausame Weise. IV. Mich schmerzt nämlich, was die Leute reden. Ich kann mich dazu nicht geduldig verhalten [das heißt: darüber schweigend hinweggehen]. Und so reden sie nun alle um so mehr davon. Sie befragen mich nämlich allzu oft nach den Jahren meiner Gebieterin und sagen, weil ich doch schon so lange ergeben gedient habe, wie alt sie sei. Sie sagen, daß ich wohl Grund hätte, des Dienens überdrüssig zu werden. Nun möge mich sie, die allerbeste Frau, für ihre ungezogenen Fragen entschädigen. V. Denn daß ich ihr so wenig wert bin, wie sie vor mir tut, das kann ich nie und nimmer glauben: sie soll also von ihrem Zorn ein wenig ablassen, denn ich werde ja doch stets unverdrossen auf ihre Gnade harren. Ich kann und soll nicht von ihr los. Wenn so manche sich ihres Glückes freuen, so finde ich mein Glück im Leid. Und wenn ich schon sonst nichts bei ihr zu erringen vermag, so will ich, bevor ich ohne ihre Gunst bin, ihre Vortrefflichkeit und ihre Haltung lieben. VI. Mag sie mich doch sehen lassen, wie sie mir tun würde, wenn ich ihr teuer wäre. Da mir nun einmal nichts anderes zu teil werden kann (*sît* wie III 7 *sît si mich hazzet*), so möge sie wenigstens dergleichen tun, als wenn es doch der Fall wäre, und mich ganz nahe an sich ziehen und mir eine Zeit so tun, als wenn es von Herzen käme (*von herzen*: wie ja auch sie ihm *herzeliep* ist, I 2): wenn es dann uns allen beiden behagt, dann soll sie dabei verharren. Verliere ich dagegen ihre Gunst (*hulde* wie V 8), so sei dem entsagt, wie wenn sie's nie getan hätte (d. h. so will ich nach wie vor mich damit bescheiden *ir güete und ir gebærde* zu lieben, V 9).

[1]) wo sie doch auch seine *herzeliebiu frowe ist*, Z. 2. — Pauls *so* für das *si* sämtlicher Handschriften scheint mir unnötig, ja störend. Denn beide Gedanken enthalten dann etwas Selbstverständliches. Só aber bekommen sie durch den Gegensatz Gehalt: ihre Gleichgültigkeit bereitet ihm Kummer (ohne daß sie aufhört ihm *herzeliep* zu sein); erhört sie ihn dagegen, so wird sie ihm noch *lieber* sein als zuvor d. h. er wird nicht wie die Ungetreuen *werben* II 9. — *si enwart mir nie sô liep* ist auch das Gegenstück zu *ob ich ir wære liep* VI 2.

[2]) *solte*: nämlich 'nach meinen bisherigen Erfahrungen' und weil es doch nicht ganz zutrifft: *süeze, herzeliebe, selten ruowet* Str. 1; *ist mir mit leide wol* Str. VI.

[3]) über diese Bedeutung von *wellen* s. Lachmann Kl. Schr. 1, 276 f.; Kraus zu DGed. IX 31; Hahn zu Stricker VII 30.

[4]) *jô* (statt *joch*) mit C: wie auch II 5, wo *so* Em dem *io* näher steht als *joch* b.

Der Dichter hat also eine zornige Botschaft erhalten, die ihn aufs neue in Kummer stürzt. Niemand vermag ihm zu raten, wie er sein Leid ins Gegenteil verkehren könnte. Aber der Spott der Leute bringt ihn zur richtigen Erkenntnis. Er wird sie vielleicht zu freundlicherer Haltung bewegen, denn der Dichter verdient dafür Entschädigung [und sie hat auch kein Interesse, daß die höhnische Frage nach ihrem Alter noch länger im Munde der Leute bleibt und dadurch noch mehr an Berechtigung gewinnt: das spricht Reimar natürlich nicht in plumper Weise aus, aber seine Meinung ist es deutlich genug: deutlich schon dadurch, daß diese Frage doch nur in Hinblick auf sie, nicht aber auf ihn, *zühtelôs* genannt werden kann]. Und da er ohnehin nicht glaubt, daß er ihr so wenig gilt wie sie tut, so schlägt er ihr einen Versuch vor. Fällt der nicht nach ihrem Geschmack aus, so wird er ihr bescheiden und anspruchslos weiter dienen wie bisher all die Zeit. Denn lassen kann er von ihr auf keinen Fall: nicht, wenn sie ihn erhören sollte (I 9), nicht, wenn sie ihm bloß freundschaftlich gewogen bleibt (V 8), nicht, wenn sie ihm auch das entzieht (VI 8) und ihm in zorniger Botschaft (I 5f.; V 3) *haz* verkündet (III 7).

Der innerlichen Zusammengehörigkeit der Strophen entspricht äußerlich wieder die Bindung durch gleiche Reimendungen und Reimwörter[1]):

gesach : ungemach I 5. 6	ungemach : geschach II 5. 6
wîp II 8	wîp IV 8
solte : wolte III 2. 4	wolte : solte VI 2. 4
minne : inne III 7. 9	gewinnen : minnen V 7. 9
sî : bî IV 5. 6	sî V 8; bî : sî VI 5. 6.

Ein besonderes Virtuosenstück hat Reimar damit geleistet, daß die gleichen Reime auch stets an der gleichen Reimstelle erscheinen[2]) und daß diese Reimstellen dabei stets wechseln: die Ausgänge der Zeilen 2. 4 sowie 5. 6 sowie 7. 9 sowie endlich 8 erhalten auf solche Weise ein Echo. Aber auch 1. 3 gehen nicht ganz leer aus; denn *sîn* I 3 steht in grammatischem Reim zu *sî* (IV 5; V 8; VI 6)[3]); *sehen* VI 1 ist mit *gesach* I 5 in Verbindung wie *gesehehen* VI 3 mit *geschach* II 6 und *hât* III 3 mit *habe* V 1.

Zum Schlusse eine Vermutung über die Ursachen der Verwirrung, die die ursprüngliche Reihenfolge der Strophen gestört hat. Die Handschriften überliefern folgende Anordnung:

meine Folge	A	b	C	E	m
I	38	20	62	291	—
II	—	24	65	295	10
III	39	21	63	293	—
IV	42	—	66	296	11
V	40	22	64	294	—
VI	41	23	67	292	—

Wenn man die Folgen, die von mehr als einer Handschrift geboten werden, zugrunde legt, so ergibt sich nachstehendes Bild: III nach I AbC, V nach III AbCE, II nach V CE, IV nach II CEm; die Strophe VI endlich folgt in C auf IV, sie geht in A der Strophe IV unmittelbar voraus und erscheint in E zwischen I und III. Man erhält also die Reihe: I. III. V. II. IV. VI, wenn man VI nach C einstellt. Diese Unordnung

[1]) richtige Beobachtungen, aber schiefe Schlüsse schon bei Giske S. 235f.

[2]) dabei aber die gleichen Wörter an ungleicher Stelle: *ungemach* in 5 und 6; *solte* 2. 4; *wolte* 4. 2; *minne(n)* 7. 9; *sî* 5. 6; *bî* 6. 5. Nur die Waisen II. IV haben *wîp* gemeinsam.

[3]) also wieder jedesmal an einer anderen Reimstelle: Zeile 3. 5. 8. 6!

erklärt sich am einfachsten durch die Annahme, daß das Lied im Archetypus unserer sämtlichen Handschriften doppelspaltig aufgezeichnet war, und zwar in der Verteilung:

Sp. a	Sp. b
I	II
III	IV
V	VI.

Statt beim Abschreiben von Sp. a nach b zu gehen, dann wieder nach a usw., hätte ein Kopist der Vorstufe C(m) zuerst die ganze Spalte a vertikal genommen, dann Sp. b. Die Handschriften Ab beruhen auf der Arbeit eines Abschreibers, der die Sp. a zwar vertikal von oben nach unten, wie für C vermutet wurde, gelesen hat, die Sp. b dagegen von unten nach oben: so ergab sich die Reihe (I. III. V.) VI. IV. II. E geht wohl auf derselben Anordnung zurück wie C, hat aber sekundär VI an die Stelle zwischen I und III verschoben.

Die für den Archetypus angenommene Verteilung erklärt sich ungezwungen, wenn man sich ihn noch auf einem einzelnen Blatt überliefert denkt.

Nr. 19. 179, 3—180, 27.

Burdach trennt die letzten drei Strophen ab, weil die Zeilen I 4 ff. anzugeben schienen, daß andere dem Dichter die Geliebte durch *huote* entzögen, während nach Str. VII 3 ff. die Geliebte selbst, verletzt durch allzu kecke Werbung, ihm den weiteren Verkehr verboten habe. Eine solche Unklarheit der Motive könne man in einem Liede Reimars kaum für möglich halten.

Aber es spricht doch viel für die Zusammengehörigkeit sämtlicher sieben Strophen: der *nît* der Menschen dient als poetisches Motiv nicht nur in Str. II 1, sondern auch in Str. V 6; *der muot*, der ihm *des hôhe stât*, daß er seine Werbung an sie zu richten wagte (II 4), ist derselbe wie der des Falken, *der durch sînen wilden muot als hôhe gert* (VI 2); die ablehnende Haltung der Geliebten wird neben der *huote* doch auch schon Str. IV vorausgesetzt (*Mir ist lieber daz si mich verber*); die Ausdrücke *Ich was mînes muotes ie sô hêr* (V 1) und *in hôhem muote* (V 8) erinnern auffallend an die Worte *daz mir der muot des hôhe stât* (II 4). Den Kern aller Strophen endlich bildet die Art seines *werbens*, das ist seines Verhaltens als Liebender, sowie die Aufrichtigkeit seiner Neigung. Damit fängt das Lied an: *Als ich werbe und mir mîn herze stê, Alsô müeze mir an fröiden noch geschehen* 'gemäß der Art wie ich *wirbe* und der Aufrichtigkeit meines Herzens möge mir noch Liebesglück beschieden sein'. Zu diesem *werben* gehört die Bitte um ihre Gunst; seine Aufrichtigkeit wird dadurch bezeugt, daß er *lîp und guot* ohne sie für nichts schätzt (Str. II), daß er von seiner Liebesmüh nicht lassen kann (Str. III) und lieber hat, daß sie sich ihm fernhält, als wenn sie ihre Gunst ihm und anderen zugleich zuwendete: der *schade* (I 3; II 3; III 3; VI 6; VII 2) und der *frume* (II 4; III 4; V 1 f.), beides will er für sich allein haben (Str. IV). Die Menschen, die ihm sein aus erträumtem Glück entspringendes Hochgefühl neiden, handeln schlecht; die edlen Naturen aber, die sich in der Liebe so verhalten wie er[1]), denen möge auch (wie ihm, II 4; V 1) *höher muot* zu teil

[1]) die einzige Handschrift (b) überliefert *in gute so lebe ich in hohen mute swer nv werbe der minne als ich*, woraus Lachmann, in der Hauptsache sehr überzeugend, hergestellt hat:

werden (Str. V). Die Art seines *werbens* schildert er nun unter einem Bilde (Str. VI) und zum Schlusse mit etwas bestimmteren Angaben.

Bei solcher Einheitlichkeit des Gedankenganges scheint mir die Zusammengehörigkeit aller Strophen unabweisbar: man braucht nur anzunehmen, daß die Klage des Dichters sich gegen beides wendet, gegen die Menschen, die ihn von dem Verkehr mit der Geliebten fernhalten wie gegen diese selbst, die sich durch seine offene Bitte (II 5; VII 4 f.) beleidigt gefühlt hat: *sol mich daz verjagen daz ich si sach*, mag auf den Neid der Menschen und auf ihren Befehl zu beziehen sein; *unde ich ouch dar under ihtes hân gegert Daz ich solte hân verswigen:* das dürfte ihren Unwillen erregt haben (s. 178, 24 f.).

Die äußere Verbindung der Strophen ist recht kunstvoll: daß *hât : stât* II 2. 4 und *gât : stât* III 2. 4 sowie *gert : gewert* VI 2. 4 und *wert : gegert* VII 2. 4 auftreten, hat bereits Giske S. 228 bzw. 77 bemerkt. Die Absichtlichkeit dieser Reimwiederholungen ergibt sich deutlich daraus, daß sie stets in Zeile 2. 4 auftreten. Dazu kommt *lac : mac* V 2. 4 (also wieder an gleicher Stelle!) und *tac : pflac : mac* III 5. 6. 9. Grammatische Bindung trifft ferner auf Zeile 4 (*sehen*) in Str. I, s. *sach* VII 3, sowie auf Zeile 2 (*sî* 'esset') in Str. IV, s. *sîn* IV 5; vgl. noch *stê* I 1 mit *stât* II 4; III 4 und *gewer* IV 3 mit *gewert* VI 4.

Im einzelnen wäre noch Folgendes zu bemerken: I 6 ff. ist eine bissige Anspielung auf die *huote*: was wollen sie bei der Geliebten, die *ein wîp mit alsô reinen siten* ist (II 6), und bei ihm, der nur *in gedanken schône lac* (V 2), in acht nehmen? Sie mögen nur drauf los verbieten und aufpassen (*hüeten*!), daß sie dabei nicht den Verstand verlieren. — V 6. 9 der rührende Reim (nur in b) ist um so auffälliger als ein passendes Reimwort Zeile 6 im Innern steht, nämlich *mich*. Str. VI (wieder nur in b) ist im Wortlaut sicherlich stark entstellt: *wilder valke . . . durch sînen wilden muot*; *als hôhe* und *als hôh*; *ist . . . geflogen . . . und fliuget*; der *muot . . . muotet*: so jämmerlich stammelt Reimar niemals; dazu zweimal (4. 6) *unde* im auftaktlosen ersten Fuß des Verses (s. u. zu Nr. 22). Auch kann *dient ûf ungewin* doch wohl nur bedeuten: 'in Hinblick auf Schaden': dem widerspricht aber VII 8 *nâch sô kleinem lône hân ich nie genigen*. Denn der *kleine lôn* ist ja, daß sie sich nicht rühren läßt und er von ihrem Angesicht verbannt ist[1]). Vielleicht ist also zu schreiben: *Und gedienet ungewin*, wodurch man zugleich die Synkope *dient* los würde.

Nr. 20. 162, 7—163, 22.

I.

Ein wîser man sol niht ze vil — 162, 7
versuochen noch gezîhen, dêst mîn rât,
von der er sich niht scheiden wil
und er der wâren schulde ouch keine hât. — 162, 10
swer wil al der werlte lüge an ein ende komen,
der hât im âne nôt ein herzelîchez leit genomen.
man sol bœser rede gedagen;

er guote lebe in hôhem muote swer nu minne als ich.

Aber *werbe* verdient gegenüber dem vulgäreren *minne* auch deshalb den Vorzug, weil das Lied anhebt: *Als ich werbe*.

[1]) nicht, wie Burdach meint, 'das, was er erbeten' hat.

und frâge ouch nieman lange des
daz er doch ungerne hœre sagen. 162, 15

II.

War umbe füeget diu mir leit 162, 16
von der ich hôhe solte tragen den muot?
jon wirbe ich niht mit kündekeit
noch durch versuochen, als vil maneger tuot.
ich enwart nie rehte frô wan sô ich si gesach; 162, 20
sô gie von herzen gar swaz mîn munt wider si gesprach.
sol nu diu triuwe sîn verlorn,
so endarf eht nieman wunder nemen,
hân ich underwîlen keinen zorn.

III.

Si jehent daz stæte sî ein tugent, 162, 25
der andern frowe. sô wol im der si habe!
si hât mir fröide in mîner jugent
mit ir wol schœner zuht gebrochen abe,
daz ich unz an mînen tôt nie mêre si gelobe.
ich sihe wol, swer nu vert sêre wüetende als er tobe, 162, 30
daz den diu wîp nu minnent ê
dann einen man der des niht kan.
ich ensprach in nie sô nâhe mê.

IV.

Ich weiz den wec nu lange wol 163, 14
der von der liebe gêt unz an daz leit.
der ander der mich wîsen sol
ûz leide in liep, derst mir noch unbereit.
daz mir von gedanken ist alsô unmâzen wê,
des überhœre ich vil und tuon als ich des niht verstê.
gît minne niht wan ungemach, 163, 20
sô müeze minne unsælic sîn:
wan ichs noch ie in bleicher varwe sach.

V.

Des einen und deheines mê 163, 5
wil ich ein meister sîn die wîle ich lebe;
daz lop wil ich daz mir bestê
und mir die kunst diu werlt gemeine gebe,

II 9. keinen] einen cleinen *ACE*, ein gefügen *i*, *s. u.*
IV 4 f. *Komma nach* unbereit, *Punkt nach* wê *MF.*

daz niht mannes . . . . kan sîn leit sô schône tragen.
begêt ein wîp an mir deich tac noch naht niht kan gedagen, 163, 10
nu hân eht ich sô senften muot
daz ich ir haz ze fröiden nime.
owê wie rehte unsanfte ez mir doch tuot!

VI.

Ez tuot ein leit nach liebe wê: 162, 34
sô tuot ouch lîhte ein liep nâch leide wol.
swer welle daz er frô bestê,
daz eine er dur daz ander lîden sol
mit bescheidenlîcher klage und gar ân arge site.
zer welte ist niht sô guot deich ie gesach sô guot gebite. 163, 1
swer die gedulteclîchen hât,
der kam des ie mit fröiden hin.
alsô ding ich daz mîn noch werde rât.

In MF. sind Strophe I—III als éin Lied zusammengefaßt, Str. VI. V. IV (in dieser Reihenfolge) als ein zweites. Die späteren Kritiker haben diese Abtrennung als richtig hingenommen; nur Paul will Str. I, für die er eine etwas abweichende Form annimmt, ganz für sich stellen. Doch hat schon Burdach gesehen, daß das Wort *versuochen* II 4 durch I 2 näher erklärt wird. Ebenso steht aber auch, um vorläufig nur einige Hauptmotive herauszugreifen, der *zorn* des Dichters (II 9) nicht nur mit seinem Fluch über die *stæte* (III 1 f.) in Verbindung, sondern auch mit dem über die *minne* (IV 7 f.); ebenso ferner ist sein *überhœren* und sein Sich-verständnislos-stellen (IV 6) offenbar nichts als die Befolgung seines Rates *man sol bæser rede gedagen* (I 7); und wenn er empfiehlt das Leid der Liebe um ihrer Freuden willen *gar ân arge site* hinzunehmen (VI 5) und sich rühmt, daß kein anderer es so mit Anstand zu tragen wisse wie er (V 5), so steht dazu das Verhalten dessen, der *vert sêre wüetende als er tobe* (III 6) in schärfstem Gegensatz.

Schon durch diese Erwägungen wird die Zusammenfassung sämtlicher Strophen zu einem Ganzen empfohlen.

Dazu kommen nun noch die starken äußeren Verknüpfungen durch die Verwendung gleicher Reimausgänge und -wörter, sowie durch grammatische Bindungen:

rât : hât I 2. 4	hât : rât VI 7. 9
hât I 4; VI 7	habe III 2
genomen I 6	nemen II 8; nime V 8
gedagen : sagen I 7. 9	tragen : gedagen V 5. 6
leit : -keit II 1. 3	leit : unbereit IV 2. 4
muot : tuot II 2. 4	muot : tuot V 7. 9
gesach : gesprach II 5. 6	ungemach : sach IV 7. 9
ê : mê III 7. 9	mê : bestê V 1. 3; wê : verstê IV 5. 6
wol : sol IV 1. 3	wol : sol VI 2. 4.

V 5. *so, aber ohne Lücke E,* dc niemã sin leit so schone kan getragen *C*; *s. u.*
VI 6. dc ich *C und MF.*, des ich *E.* gesach] *so CE*, sach *MF.*

Bemerkenswert ist dabei die Kunst, mit der die Wiederkehr des Gleichklangs stets an eine andere Stelle der Strophe verlegt ist.

Schließlich zeigt eine Analyse des Ganzen, daß auch im einzelnen die Gedanken in guter Ordnung fortschreiten, wenn man nur die Strophen MF. 162, 34 und 163, 14 ihre Plätze tauschen läßt (so daß also die Reihe E 329. 330. 331 umgekehrt wird; womit VI auf V folgt wie in C).

I. Ein weiser Mann soll die nicht zu sehr auf die Probe stellen noch auch ihr zuviel vorhalten[1]), das ist des Dichters Rat, von der er sich nun einmal doch nicht trennen will und die ihm dazu auch keine wirkliche Veranlassung bietet[2]). Denn, wer den Lügen aller Welt nachgehen will, der hat sich ohne Nötigung ein Herzleid aufgeladen. Man soll zu übler Rede schweigen; auch soll niemand lange nach dem fragen, was er doch ungerne hört[3]). II. Warum aber fügt die ihm Leid zu, von der er in froher Stimmung sein sollte? [Gegensatz: er selbst hat sich nicht *âne nôt ein herzelîchez leit genomen* wie die Toren in Str. I: sein Leid stammt von ihr]. Er wirbt ja doch nicht auf berechnende Weise[4]) noch auch, um sie auf die Probe zu stellen (*versuochen*, s. I 2), wie so mancher andere. Er wurde immer nur froh, wenn er sie erblickte, und alles, was er zu ihr sprach, kam ihm ganz von Herzen[5]). Wenn nun diese aufrichtige Hingabe[6]) verschwendet sein soll, dann darf sich niemand wundern, wenn ihn bisweilen die Aufregung packt[7]). III. Man behauptet, daß Beständigkeit eine Tugend sei, die Königin der anderen. Nun, weh ihm, der sie besitzt! Sie (die Beständigkeit) hat ihm in seiner Jugend mit ihrem Wohlanstand alle Freude entzweigebrochen, so daß er sie bis an sein Ende nicht mehr preisen will. Denn er sieht deutlich, daß den, der wütend wie ein Wahnsinniger vorgeht, die Frauen eher lieben als einen, der das nicht vermag. Er hat ihnen bisher nie so zu Herzen gesprochen[8]) (wie jener Ungestüme). IV. Den Weg, der von der Freude (wie er sie in seiner Jugend hatte, III 3) ins Leid führt, den kennt er nun schon lange genau (da die

[1]) *sin wîp* aller Handschriften AbCE ist wohl mit MF. (trotz *sa feme* bei Auboin de Sezanne, s. die Strophe in Vogts Anm.) als Fehler des Archetypus zu streichen, wie Burdach mit guten Gründen gezeigt hat; oder der Fehler steckt anderwärts. Pauls Versuch, darauf (und auf das Fehlen des *doch* in AbC Zeile 9) einen anderen Bau der Strophe zu begründen, scheint mir auch wegen der sonstigen Unsicherheit der Überlieferungsverhältnisse mißlich: das unmetrische *vil* I 6 steht in AbC, wo E anders, aber ebenfalls Unmetrisches überliefert; unmetrisches *sach* ACE (*an sach* i) II 5; unmetrisch in allen Handschriften II 9; sinnloses *mit* ACE III 3; unmetrisch bC, sinnlos E III 4; unmetrisch in beiden Handschriften V 5; unmetrisch *des* C, *ez* E V 6.

[2]) wörtlich 'und er dazu auch keinen wahren Grund hat'.

[3]) all diese Regeln sind versteckt auch an die Dame Reimars gerichtet: 'nicht um Unangenehmes fragen', hat schon Schmidt S. 48 richtig auf ihre Frage, was er denn verlange (160, 23), gedeutet; '*bœser rede gedagen*' statt sich, wie die Geliebte, darüber zu erzürnen und sie zu verbieten (161, 12); '*niht ze vil versuochen*', wie sie es getan hat 161, 29 f.: alles in Nr. 23.

[4]) *wirbe ich niht mit kündekeit*: wie wiederum sie *mit den listen beiden* (161, 24) *werben kan* (161, 26).

[5]) bezieht sich wieder auf das Lied Nr. 23 (161, 3). [6]) s. 160, 38 ff. (Nr. 23).

[7]) *einen cleinen* (ACE, *gefügen* i) *zorn*: die Verkürzung um einen Takt wird durch Athetese des Adjektivs nur gewaltsam erzielt. Ich vermute also *keinen* für *einen cleinen*: der Schreiber des Archetypus hat es als 'nullam (iram)' gefaßt und, um dem Unsinn in schreiberlicher Demut doch möglichst nahe zu bleiben, aus dem '*keinen*' '*einen kleinen*' *zorn* gemacht.

[8]) das steht wieder in Zusammenhang mit Nr. 23 (160, 22): *mîn rede ist alsô nâhe komen*. — Aber er tut ihr in seiner Aufregung unrecht: *Alle die ich ie vernam und hân gesehen Der keiner sprach sô wol Noch von wiben nie sô nâhen* sagt sie später, Nr. 33 (187, 21 ff.).

stæte ihm seine *fröide* in der Jugend entzweigebrochen hat III 3 f.); der andere aber, der ihn von Leid zur Freude geleiten soll, der ist ihm noch nicht geebnet. Indem ihn seine Liebesgedanken so über die Massen quälen, überhört er viel und tut als wenn er es nicht verstünde (damit kann nur das Gerede der Leute gemeint sein[1]). Wenn aber die Minne nichts als Qual gibt, dann sei sie verflucht: bisher ist sie ihm stets nur in bleicher Farbe erschienen (d. i. von üblem Aussehen, in trübem Lichte). V. Aber in éinem Punkt und sonst keinem (wenn schon nicht in der Liebe, so wenigstens dárin) will er ein Meister sein solange er lebt; dér Ruhm soll ihm bleiben und die eine Fähigkeit soll ihm die Welt einstimmig zuerkennen, daß kein Mann sein Leid[2]) so würdig zu tragen versteht (*schône* wie *mit schænen siten* 162, 3). Wenn eine Frau so gegen ihn handelt, daß er Tag noch Nacht nicht schweigen kann (?), so hat er eine solche Sanftmut (statt zu *gezîhen* I 2), daß er ihre Ungnade entgegennimmt wie etwas Freudiges (denn die wirkliche *fröide* hat sie ihm längst vernichtet, III 3, aber seine Sanftmut wird ihn noch *mit fröiden* ans Ziel kommen lassen, VI 8). Ach, wie sehr das doch schmerzt! VI. Wenn Leid nach Freude schmerzt, so tut anderseits Freude nach Leid wohl. Und wer froh bleiben will, soll das eine um des anderen willen hinnehmen mit Klagen, die nicht unvernünftig sind und ohne alles große Getue (damit erklärt er seine Sanftmut und warum er ihren *haz ze fröiden* nimmt; auch deutet er mit der *bescheidenlîchen klage* wieder auf den Rat, nicht zu *gezîhen* I 2, zurück und mit dem Ausdruck *ân arge site* auf die Ungebärdigen III 6). Denn auf der Welt ist nichts so gut wie richtiges Abwarten[3]); wer sich darauf in Geduld versteht, der ist dadurch stets mit Freuden ans Ziel gekommen. Auf solche Art wird, wie er hofft, auch ihm noch geholfen werden.

In I preist Reimar also Geduld gegenüber der Geliebten und der Welt an; in II betont er, daß er trotz seiner Geduld und seiner aufrichtigen Neigung nur Leid erfahre, weshalb ihn bisweilen die Geduld verlasse; in III (Fluch der *stæte*!) und in IV (Fluch der *minne*!) läßt er seinen *zorn* aus, aber als Muster höfischer Beherrschung nur an Abstrakten, nicht etwa an der Geliebten; in V hebt er das selbst hervor und erklärt, auch ihre Feindseligkeit wie etwas Freudiges hinzunehmen; in VI motiviert er dies damit, daß ihm die Freude nach dem bisherigen Leid um so wohler tun werde und daß dem Geduldigen Erfolg beschieden sei.

Das Ganze ist eine sehr geschickte Werbung: verhüllt rühmt er vor der Geliebten seine Vorzüge (*mâze, triuwe, stæte, minne, schône tragen* seines unverschuldeten Leides, *sanften muot, guot gebite*) und ebenso verhüllt macht er ihr über ihr eigenes Verhalten Vorwürfe, daß sie das alles bisher nur mit *haz* erwidert hat.

[1]) wie namentlich aus der ähnlichen Stelle 197, 2 hervorgeht: (*ich*) *lieze manege rede als ich niht hôrte für diu ôren gân.* Auch die *rede der liute* kann *wê tuon*, s. 167, 13; aber dem Dichter ist von seinen eigenen Gedanken *alsô unmâzen wê*, daß er das übrige nicht beachtet. Er hält sich also an seinen eigenen Rat: *man sol bœser rede gedagen* (I 7). — Daher ist die Interpunktion gegen MF. zu ändern wie oben in meinem Text: *des* im Eingang von Zeile 6 fasse ich als 'infolgedessen' (nicht als rückweisendes Demonstrativ abhängig von *vil*); das zweite *des* beziehe ich auf *vil*.

[2]) *sîniu leit* wie Vogt mit Bartsch schreibt, ist kaum richtig, denn der Singular *leit* bildet ein Hauptmotiv des Liedes, I 6; IV 2. 4; VI 1. 2. Auch der isolierte reiche Reim *kan getragen: kan gedagen* wirkt kunstlos.

[3]) *gesaeh* ist Zeile 6 in beiden Handschriften überliefert; lies also *deich* (wie V 6) *ie gesach*.

Nr. 21. 175, 1—176, 4.

Es wundert mich, daß die Kritik sich gegen die Behandlung dieses Liedes in MF. nirgends ausgesprochen hat: es ist nicht recht einzusehen, warum die beiden Strophen 175, 29 und 36 abgetrennt wurden: wenn man die in E überlieferte Ordnung zugrundelegt, stellt sich das Ganze als eine einheitliche Dichtung dar.

In Str. I erklärt Reimar sich wohl zu befinden, doch verschlüge es ihm nichts, wenn es ihm noch besser ginge[1]). Denn er lebt noch immer in den alten Sorgen: ergeht es ihm erst besser (*sanfter* wie *unsanfte* 163, 13), so wird er es der Welt schon auch verkünden (wie jetzt seine Sorgen, woraus man ihm einen Vorwurf macht II 1 f.). Angesichts seiner gegenwärtigen Sorgen geht seine Klage dahin, er habe von seinem Leben nicht den Ertrag, daß sein Kummer irgendwie zu Herzen ginge (das Objekt fehlt, denn er meint es nicht nur mit Bezug auf die Geliebte, sondern auch mit Bezug auf die Welt). II. Es bekümmert ihn, daß alle sagen, er wisse immer nur zu klagen (daß ihnen also sein Kummer nicht zu Herzen geht, I 7). Aber können sie sich denn so sehr über ihn verwundern?[2]) Was sollte er denn sonst singen und sprechen? Wenn er es beschwören müßte, er wüßte nicht was. Ja, wenn er gegen Abend einen kleinen Boten erblickte[3]), dann sollte niemand besser von Freuden singen als er. III. So aber ist er in allem begnadet, außer im Punkte des Lohnes. Wenn er dieses Mißgeschick ändern kann[4]), dann ergeht es ihm nach all der ungnädigen Behandlung wohl. Einstweilen ist ihm aber anders als dem, der sich gelegentlich über den anbrechenden Tag freut[5]). Das würde auch er tun[6]), wenn er wüßte mit wem (also neuerliches Hervorheben seiner Bereitwilligkeit zum Frohsinn und zu entsprechendem Singen, s. I 4; II 6 f.). IV (175, 29). Aber die, die er sich erwählt hatte, auf daß sie ihm Freuden brächte (Anschluß von *fröit* III 6 zu *ze fröiden*), bei der fand er nichts als Kummer[7]). Wieviel gute Worte hat er an sie verschwendet, fürwahr die besten, die je ein Mann gesprochen hat[8]). Sie waren durchaus gut: niemand hätte sie lügnerischerweise sprechen können[9]), sondern nur einer der ein treues Herz hat wie er[10]) (und trotzdem ging sein Kummer nicht zu Herzen I 7). V (175, 22). Wenn ihm jemand im geheimen feind wäre, wie könnte sich der an seinem Anblick weiden! Aber warum sollte er? Er tut ja doch niemanden etwas zuleide. Man soll ihm gnädig sein (*nâch ungenâden* III 4): so mancher wird ihn einst noch, wenn er tot ist, beklagen, der jetzt vielleicht glaubt, ohne ihn auszukommen (das geht sowohl auf die Welt, die dann seine *klagen*, II 1 f., vermissen wird, wie auf die Geliebte, die dann nicht mehr besungen werden wird). VI. Er wird in Zukunft eifriger auf seine Umgebung achten; denn er war

[1]) das ist wohl so zu verstehen wie 153, 7 ff.: ihm ist verhältnismäßig wohl in seiner Resignation, aber die *fröude* fehlt hier (153, 16 f.) wie in obigem Lied (175, 14. 20. 29): dem *baz ze staten komen* (154, 4) entspricht *ob mir . . . wære baz* 175, 2.

[2]) diesen Sinn ergibt der Vergleich mit dem analogen Satz V 2.

[3]) vgl. *wan ich noch nie den boten gesach Der mir ie brâhte trôst von ir* 166, 20 f.

[4]) *wie sol ich iemer dise unsælde erwenden?* 166, 22.

[5]) *wie dicke ich in den sorgen doch Des morgens bin betaget* 161, 15 f.

[6]) l. *tæte* statt *tete*, das nach der Orthographie von C und E ja den Konjunktiv meinen kann.

[7]) *ungemach* wie 166, 21.

[8]) *Daz beste daz ie man gespraeh Od iemer mê getuot, Daz hât mich gemachet redelôs* 160, 6 ff

[9]) *Het ich der guoten ie gelogen Sô grôz als umb ein hâr, Sô lit ich von schulden ungemach* 160, 38 ff.

[10]) *Sol nû diu triuwe sîn verlorn* 162, 22.

einst im Bekenntnis seiner Freude etwas zu offen (zu rückhaltlos). Eine Erfahrung, die er mit einigen kurzen Worten gemacht hat, legt ihm diesen Wunsch nahe, zu wissen, wer anwesend ist. Denn es gibt viel unanständiges Volk. Wenn er gegen Abend (*wider âbent* wie II 6, es handelt sich also doch wohl auch hier um eine Botschaft, die ihr in entstellter Form zugegangen ist) vielleicht ein schickliches Wort spricht, was kann er dafür[1]), wenn ihms einer verdrehen will? (Auch diese Erfahrung mahnt ihn also zu größerer Zurückhaltung im Ausdruck der Freude, die die Welt von ihm verlangt: es wird entstellt hinterbracht und ruft so nur neuen Kummer hervor, darf man wohl ergänzen; erst bis ihm wirklich gute Botschaft zu teil wird, ist es Zeit, von Freude zu singen II 7 f.).

Die Verbindung der Strophen[2]) mit äußerlichen Mitteln zeigt die folgende Übersicht:

baz : daz I 2. 4	waz : baz II 5. 7; haz : daz V 1. 3
daz I 4; V 3	deme III 5
hân : gân I 5. 7	hân IV 6
niht I 6	siht : niht V 2. 4
jehen : sehen II 1. 3	sehen : geschehen VI 1. 3
klagen : sagen II 2. 4	klagen V 6
in wisse waz II 5	wiste ich mit weme III 7
sîn V 5	sî VI 4.

Da Str. III dabei fast leer ausgeht und anderseits der Schluß des Ganzen merkwürdig matt ist, darf man vielleicht vermuten, daß eine Strophe, und zwar die letzte, verlorengegangen ist.

Nr. 22. 178, 1—179, 2.

Die Versuche Burdachs, diese Rede der Frau an den Boten in mehrere Lieder zu zerlegen, hat Vogt mit guten Gründen zurückgewiesen; s. auch schon Schmidt S. 47. Auch durch die Strophenbindung wird die Einheitlichkeit gesichert:

mîn : sîn I 5. 7	sîn V 6
mich : sprich III 5. 7	mich IV 6; *dazu grammatisch gereimt* mir IV 4
gesehen : geschehen IV 5. 7[3])	verjehen VI 6; *dazu* verjehest : hesehest III 1. 3
tage : gesage VI 5. 7	trage : sage III 2. 4.

Daraus ergibt sich, daß der Abgesang fast stets durch Korresponsion anderwärts verknüpft ist, teils der ganze (IV. VI), teils Zeile 5. 7 (I. III), teils Zeile 6 (V). Die einzige Ausnahme bildet Strophe II, die überhaupt keinerlei Verknüpfung hat. Man darf also wohl vermuten, daß eine Strophe verlorengegangen ist, die entweder in Zeile 5. 7 einen Reim auf *-ac* enthielt (II 6 *tac*) oder aber in Zeile 6 einen solchen auf *-olt* (II 5. 7 *holt : solt*). Die Strophen unseres Liedes sind ja so zerstreut überliefert (II und VI nur in Em, III nur in bC), daß es ein größerer Zufall wäre, wenn wir das Lied vollständig hätten, als das Gegenteil.

Sehr unwahrscheinlich ist mir übrigens die Fünftaktigkeit der Waise. Dergleichen begegnet sonst bei achttaktigen zweireihigen Stollen niemals[4]). Dazu kommt die auffallend dürftige Füllung des ersten Taktes: in II und V steht *unde*, das doch sonst bei Reimar,

[1]) vgl. *waz mac ich des* 166, 11; *waz mac si des* 171, 28.

[2]) über den Bau des Abgesangs vgl. Plenio, Beitr. 42, 443.

[3]) damit wird *gesehe : geschehe* C als falsch erwiesen.

[4]) s. die bei Plenio, Beitr. 43, 90 unter a verzeichneten Lieder.

wie bei Gottfried[1]) und anderen guten Dichtern, überaus selten so verwendet wird[2]); in VI muß das schwache *dune* den ersten Takt schaffen[3]). In I mag zweisilbiger Auftakt angenommen werden (s. die Fälle bei Vogt zu 154, 14, wo u. a. *daz si* 188, 7); in III kann man *dan* statt *danne* lesen; so verbleibt nur IV, wo die Handschriften auseinandergehen: I. *wê, wes* (C *wes wes*) *wil er beswæren mich Des?*

Nr. 23. 160, 6—162, 6.

Während Burdach die erste und dritte Strophe (nach der Ordnung in MF.) zu einem Liede zusammenfaßt, die übrigen drei zu einem anderen, hat Vogt die Zusammengehörigkeit aller fünf verteidigt. Da einige Stellen Schwierigkeiten machen, wird es sich empfehlen, mit dem Beweis, daß der Dichter alle Strophen zu einem Ganzen vereinigt wissen wollte, zu beginnen und dann erst an die Einzelerklärung heranzugehen.

Dieser Beweis ergibt sich aus der Bindung aller Strophen[4]) durch gleiche Reimendungen bzw. durch grammatische Reime:

gesprach : sach I 1. 4	ungemach : geschach III 3. 6
getuot : muot I 2. 5	muot : guot II 15. 16; tuont V 4; tæte V 7
sîn I 14	sint II 8
vernomen II 4	vernam III 8
daz : baz II 13. 14	daz : baz IV 15. 16
kunde III 9	kan IV 13
scheiden IV 7	schiet V 3
bestên : vergên IV 8. 11	verstât : begât V 15. 16; bestuont V 1.

Wollte man Str. I. III absondern, so würden die meisten dieser Bänder zerrissen. Die Str. V ist nur durch grammatische Reime an die übrigen angeschlossen, dafür sind es aber nicht weniger als sechs Wörter, die auf diese Weise wieder aufgenommen werden.

Als weiteres Bindemittel kommt hinzu der Binnenreim; er tritt im zweiten Takt der 9. und 12. Zeilen auf: I *mînem lîbe : mich der wîbe*; II *daz ich niemer*[5]) *: deiz sus iemer*; IV *ie dar under : hœrent wunder.* — In Str. V ist die Überlieferung sämtlicher Handschriften (AbC) leider lückenhaft. Sie gewährt folgendes Bild:

innerhalb der tür
hât (hat si *bC*) leider sich verborgen.
mac si sehen an mîne stæte.
gê (vñ ge *b*, vñ gehe *AC*) dur got her für
unde (*fehlt AC*) helfe daz ich kome ûz (loese mich von den *b*) sorgen.

[1]) Zeitschr. 51, 366 f.

[2]) gut bezeugt ist es nur 160, 36 AbCE und 190, 12 AC; auf bloßer Konjektur beruht es 152, 23; 162, 2; 190, 24; nur auf einer Handschrift 166, 14 E (aber unmittelbar davor eine Lücke!); 174, 14 E (aber bC und Haupt anders!); 180, 13. 15 b; 197, 14 C (aber E anders; *ûnde* ganz sicher falsch, da Str. I. II Auftakt haben); 199, 21 C; 202, 39 e; endlich 156, 9 E (aber in AC fehlt ein Fuß und der Sinn des Verses ist sehr unbefriedigend: erst töten, dann die Augen röten!).

[3]) Vergleichbares steht wieder auf tönernen Füßen: *nû en-* 152, 24[e] E; *dâ en-* 185, 1 C (in rhythmischem Wechsel zu *da en-* der folgenden Zeile!); 196, 28 (in einem Pseudo-Reimar, Schmidt S. 72. 77) *sône* (wieder in rhythmischem Wechsel zu *so en-* 196, 16).

[4]) über den Bau des Aufgesangs s. Plenio, Beitr. 43, 58 f.

[5]) woraus sich ergibt, daß Haupts Versuch, die fehlende Silbe zu beschaffen (s. La.), nicht das Richtige getroffen hat.

An den Stellen, wo man den Innenreim erwartet, findet sich in 9 eine Lücke (*diu frouwe, diu süeze, diu liebe* vermutet Schmidt S. 47, ähnlich wie schon Haupt *diu liebe, diu guote*), in 12 steht *helfe*. An der Herstellung in MF. ist allerlei störend: das leere *unde* im ersten Takt (s. o. zu Nr. 22) sowie die Unterdrückung des Wortes *gebe* AC, das gerade, weil es wenig in die Konstruktion paßt, schwerlich eine bloße Konjektur der Vorlage darstellt. Ich vermute also, daß es (wie *vñ*) bloß an die falsche Stelle geraten ist und nehme für diese Vorlage folgenden Wortlaut an:

gê durch got her für,
und gebe helfe daz ich kome ûz sorgen.

Wegen der sonstigen Auftaktlosigkeit der Zeile 12 wird nun hier *und* zu streichen sein, zumal dadurch der auszudrückende Gedanke bessere Prägung erhält[1]). Auf *helfe* dürfte allerdings kaum ein passendes Reimwort zu finden sein. Aber der normale poetische Ausdruck für die Unterstützung der *Genâde*, der *Minne* und ähnlicher Personifikationen und Abstrakta ist *stiure*[2]). Setzt man dies Homonym an die Stelle von *helfe*, so ergibt sich als Gegenwort für die Lücke ungezwungen *diu tiure*, und die Stelle lautet:

innerhalb der tür
hât diu tiure leider sich verborgen.
mac si sehen an mîne stæte.
gê durch got her für,
gebe stiure daz ich kome ûz sorgen.

tiure nennt sie der Dichter mit Recht, weil sie sich ihm rar macht[3]). In der Orthographie von C würde dieses *túre* so geschrieben wie in unserer Strophe *diu túr* 'porta'[4]). Die Annahme, daß dies im Archetypus sämtlicher Handschriften auch der Fall war, würde den Ausfall leicht erklären, denn in dem Satz *innerhalb der túr(e) hat dú túre leider sich verborgen* lag es nahe, *dú túre* für eine sinnlose Wiederholung des Wortes 'porta' zu halten, zumal diese substantivische Verwendung des *tiure* statt der gewohnten prädikativen individuellen Charakter trägt[5]).

Der Innenreim in Str. III läßt sich kaum mit Sicherheit zurückgewinnen: in Zeile 9 liest man *daz ich niemer von ir komen kunde*, aber so hat nur A, während bCE *ich von ir niht* bieten; und in Zeile 12 schreiben die Herausgeber *unde erbôt mir leit ze aller stunde* mit AbC, während E *vñ tet mir leide* überliefert. Gegen E spricht die Verwendung

[1]) denn *und* zerlegt die beiden Verba in zwei getrennte Handlungen; Reimar meint aber offenbar Gleichzeitigkeit: 'hervortretend möge sie um Gottes willen helfen'. Dafür ist der Ausdruck in der älteren Sprache die Ataxe: *saz dagêta* bedeutet 'er saß schweigend'. Zahlreiche Beispiele bei Grimm Grammatik IV 950, darunter das bezeichnende *healt, ardampta inan* 'tenens suffocabat eum', sowie mit *gên* im ersten Gliede *gene santa; gengum sagêtum; gane sprich; sie giengen schuofen* Parz. 406, 25; vgl. besonders Behaghel Germ. 24, 167 ff. (in dessen reicher Beispielsammlung viele Fälle, in denen der lateinische Grundtext das éine Verbum in der Partizipialform zeigt, ein guter Beweis für die Gleichzeitigkeit der Handlungen); s. ferner meine Anm. zu DGedichte V 52, sowie Held, Das Verbum ohne pronom. Subj., Berlin 1903 (Palästra 31); Behaghel, Literaturblatt 1907, Sp. 94 f.

[2]) *minne gît ir stiure* Otte zem Turne II, Bartsch SMS. 385, 9; vgl. die Belege für die Verbindung (*ze*) *stiure geben* Mhd. Wb. II 2, 650 f.

[3]) vgl. Wendungen wie *dâ was genâde* (*ruowe* usw.) *tiure*.

[4]) s. z. B. Morungen 28 C *túre*.

[5]) wie *der werde, der gehiure* und später *der stolze, küene, freche, milte*. Es wäre interessant, diese offenbar rein stilistische Erscheinung eingehend zu behandeln.

von *unde* im auftaktlosen ersten Fuß, gegen AbC der Hiatus *ze aller stunde*[1]). Daß ein gespaltener Reim zugrunde lag, bei dem *ir* 9 und *mir* 12 in Senkung standen, ist wahrscheinlich; aber darüber hinaus wüßte ich nur Möglichkeiten vorzuschlagen.

Auf jeden Fall ist aber nun die Einheitlichkeit des Ganzen gesichert, und es muß eine Interpretation, die ihr gerecht wird, versucht werden. In Str. I klagt Reimar, daß das *beste* (d. i. das Aufrichtigste, Wahrste, s. III 1—6 und 175, 32), was je ein Mann gesprochen hat oder noch sprechen wird (*getuot* ist nicht Vollverbum, sondern stellvertretendes *tuon*), ihn um's Reden gebracht hat. Und doch hat er sie seit dem ersten Anblick über alle anderen Frauen gestellt. Hätte er verstanden, sich dorthin zu wenden, wo man ihm Erfüllung seiner Wünsche verhieß, er hätte etwas erreicht. Aber damit rühmt er sich seiner Macht über die Frauen mehr als recht ist. Wohin ist seine Besinnung gekommen? Wenn er Tor sich schon so versprochen (verredet) hat: was Wirklichkeit ist an herzlicher Aufnahme, das liegt alles noch im Schoße der Zukunft. II. Seine Rede ist so zu Herzen gedrungen (ironisch: *nâhe* wie *ich ensprach in nie sô nâhe mê* 'ich habe ihnen nie so zu Herzen gesprochen' 162, 33, s. zu dieser Stelle und zu 187, 21 ff.), daß sie zunächst gefragt hat[2]), was für eine Gnade er denn eigentlich verlange. Wenn sie das aber noch nicht gehört haben will, dann vermag er seinen Kummer nicht zu verstehen: wenn der so wirkungslos bleibt, so müßte man selbst ein unerfahrenes Kind, das auf diese Weise einer Frau lebte, tadeln. Vermöchte er doch sein Herz von ihr zu lösen. Aber nein, sie ist so vortrefflich. III. Wenn er die Vortreffliche auch nur in einer Kleinigkeit (auf ihre Frage II 2 f.) belogen hätte, so wäre sein Kummer verdient. Aber er weiß genau, was ihn um den Erfolg betrogen hat; gerade das Gegenteil: er sagte ihr bei der Gelegenheit (*dâ*) zu offen, welchen Kummer sie ihm stets bereitete und enthüllte sich ihr zu freimütig. Als sie das vernahm (*vernam* greift auf *vernomen* II 4 zurück, geht also auf seine Antwort auf ihre Frage II 2 f.), daß er von ihr niemals loskommen würde können, da zürnte sie ihm fortan in ihrem Herzen und bereitete (*erbôt*, s. I S. 14) ihm zu jeder Zeit Kummer. So hat er sie sich verscherzt, und sie will nun, das ist eine neue Aufwallung (bei ihr, s. 166, 36 und besonders ihre Worte Nr. 33, 187, 1 *Als ich etes-wenne in mînem zorne sprach Daz er die rede vermite*), daß er sie mit der *rede* verschone (wörtlicher Bezug auf ihre Worte Nr. 22, 178, 11. 25, s. Schmidt S. 47). Aber das wird er bei Gott im Leben nicht tun. IV. Denn seine Liebessorgen haben ihn oft wach gehalten bis zum Morgen, wenn rings um ihn her alle Menschen schliefen. Sie wußten

[1]) denn bei Reimar findet sich sonst stets *zallen ziten* 151, 5; 173, 36; [191, 11; 200, 37; 201, 28 (l. *zallen*);] *zaller zit* 188, 19; vgl. *hinz ir* 189, 38; 202, 18; [*zime* 203, 19; *zende* 203, 27;] *zerkennen* 165, 29; [*zerwerben* 181, 12].

[2]) *fråget* muß Präteritum sein. Denn Str. III 5 ff. umschreibt den Inhalt seiner Antwort und in dem Liede der Frau (Nr. 22), das zu unserem Lied die direkte Veranlassung geboten hat (Schmidt S. 47), hat sie diese Antwort auf ihre Frage bereits erhalten (*daz er mich der rede begebe* 178, 11; *daz er verber Rede dier jungest sprach ze mir* 24 f.), bestätigt das mit denselben Worten (*waz genâden si der ich dâ ger* II 3, s. *Des er gert daz ist der tôt* 178, 29) und bedauert die Sprache auf ein so verfängliches Thema gebracht zu haben (178, 36 f.). Ihre Frage gehört also der Vergangenheit an, was Reimar durch *êrste* auch deutlich ausdrückt, denn es steht in Gegensatz zu *und wil nû daz ich si der rede begebe*, und letzterer Wunsch wird ausdrücklich als *ein niuwer zorn* gekennzeichnet (IV 14 f.) — Das Präsens im abhängigen Satz nach dem Präteritum *fråget* erklärt sich daraus, daß sein *gern* noch fortdauert, also nach Behaghel Zeitformen S. 21.

und wissen ja nicht, daß ihn sein Herz dorthin treibt, wohin er nur schwer kommen kann. So läßt sie ihn nicht von sich ziehen (weil sein Herz bei ihr ist, s. IV 9), aber auch nicht bei ihr verweilen (weil sie ihm selbst den Zutritt verboten hat: symbolisch angedeutet V 8 f. 11; ausgesprochen von ihr in der Botschaft Nr. 22, 178, 22 ff.[1]). Unter solchen Umständen muß er ganz zugrunde gehen. Vermutlich will sie ihm mit diesen Mitteln entgehen. Aber ist es möglich, daß sie so handelt? Nein, bei Gott! Er hat sie verleumdet[2]). Sie hat es nur getan, um ihn noch mehr zu prüfen. V. Als die Liebe kam und ihn besiegte, warum hat Frau Gnade[3]) es nicht in gnädiger Weise geschlichtet? Er hat sie ja doch so oft gebeten, daß sie auch ihm, wie so vielen, Trost bringen möge. Aber die Seltene hat sich hinter ihrer Pforte verborgen (symbolisch für das Verhalten der Geliebten IV 6). Möge sie doch seine Beständigkeit beachten (die keines weiteren *versuochens* bedarf IV 16). Hervortretend möge sie ihm ihre Unterstützung gewähren, damit er von seinem Kummer (*sorgen* wie IV 1) frei komme; denn er hat mit Anstand (nicht wie andere, 162, 30) so mühselig darauf vor der Pforte geharrt. Wenn die Treffliche (*guot* wie II 16; III 1: bedeutungsvoll, weil ihre *güete* ihn noch immer auf *gnâde* hoffen läßt) das nicht begreift (*wil si des noch niht hân vernomen* II 4), weh dann über die Gewalttätigkeit, mit der sie ihn behandelt!

Unser Lied zitiert bekanntlich das Frauenlied Nr. 22: sie hatte dem Boten aufgetragen: *swâ du mügest dâ leite in abe daz er mich der rede begebe*, worauf er hier (III 14 f.) klagt: (*si*) *wil nu . . . daz ich si der rede gar begebe.* Aber auch noch in feinerer Weise sind beide Dichtungen miteinander verknüpft: ein großer Teil der Reime und Reimwörter ihres Liedes kehrt in seinem wieder, ein Symbol, wie sehr ihm ihre Worte im Sinne liegen[4]):

Frauenlied Nr. 22 (178, 1)	Sein Lied Nr. 23 (160, 6)
alsô : frô I 1. 3	sô : frô V 2. 5
daz : baz I 2. 4	daz : baz II 13. 14; IV 15. 16
mîn : sîn I 5. 7; sîn V 6	mîn : sîn I 13. 14
getuo I 6	getuot I 2; tuont V 4; tæte V 7
lebe : begebe II 2. 4	begebe : lebe III 15. 16
tac II 6	lac : mac IV 3. 6; betaget IV 2
solt II 7	solde I 12
verjehest III 1	verjehen I 15
besehest III 3	sach I 4
komen III 6	komen II 1
sprich III 7	gesprach I 1
her : verber IV 1. 3	ger : enber II 3. 6
gesehen : geschehen IV 5. 7; verjehen VI 6	verjehen : geschehen I 15. 16
tôt : rôt V 1. 3	erbôt : nôt I 8. 11
lîp : wîp V 2. 4	belîbe : wîbe II 9. 12
man : began V 5. 7	kan : an IV 13. 14.

[1]) von 'kokettem Hinhalten' kann also, wie schon Vogt bemerkt, nicht die Rede sein.

[2]) *einen an liegen* heißt ja 'ihn verleumden': eine Umdrehung der Wendung 160, 38 (= III 1), wie Vogt meint, liegt also nicht vor.

[3]) nach deren *gnâden* er ja noch immer ungestilltes Verlangen trägt, II 3.

[4]) ein analoges Verhältnis zwischen je zwei anderen Liedern wird unten (zu Nr. 30) zur Sprache kommen; ebenso ist Nr. 12 mit Nr. 29 (s. o. S. 22 f.) sowie Nr. 5 mit Nr. 6 (s. Teil II) verbunden.

Nr. 24. 158, 1—40.

Vogt verteidigt mit Recht die Zugehörigkeit der letzten Strophe gegenüber den Bedenken Burdachs. Reimar preist dén glücklich, dem sich schon die Gegenwart (*disiu zît*) gnädig zeigt, indem er von seiner Liebe in keinen Mißmut gestürzt wird, und der dabei doch seine Wünsche erfüllt sieht. Wie viele Wonnetage brechen für ihn an! Aber wie schwer glaubt der Glückliche auch ihm! Denn ér ist ganz verloren in Gedanken, die sich auf Freude richten, und kann doch nie froh werden. Eine geliebte Frau hat ihn in traurige Stimmung versetzt. Aber das ist unabänderlich: so sei's denn darum. II. Die Frohen machen sich darüber lustig, daß er seinen Kummer so lange beklagt. Aber was wünschen sie denn, daß er ihnen sagen soll? Was kann dér von Freuden sprechen, der keine hat? Nur wenn er lügen will, ist ihm weiß Gott was alles zu teil geworden; aber wenn er das behaupten sollte, so würde er sich selbst grundlos betrügen. Warum lassen sie ihn nicht ruhig weiter nach dem trachten, worum er sich immer hingebend bemühte? Wenn jemand dann froher ist als er[1]), so will er eines seiner Augen hingeben und ihm noch danken (daß er mit so geringer Buße zufrieden ist). III. Er will von ihr nicht frei kommen, so lange noch auf Erden irgendein Wunsch in seinem Herzen lebt: denn alles, was er an Freuden besitzt und an Glück erhofft, das liegt bei ihr. Wenn er beides verliert, dann hat er nichts mehr: über diesen Tag hinaus wäre ihm auch alles gleichgültig, was ihn trifft. So hat er wohl Grund, um ihr Leben zu bangen, denn wenn sie stirbt, so ist auch sein Leben zu Ende. Wenn sie ihm aber auch bisher nichts anderes geschenkt hat, so doch die Einsicht, was Liebesnot heißt. IV. Gnade ruht für ihn in aller Zukunft nur bei ihr[2]) (mit Beziehung auf den Anfang des Ganzen: *dem disiu zît* 'die Gegenwart' *genædeclichen hine gât*): so möge sie sich in einer Art betätigen, die ihm zum Heil ist. Anderwärts sucht er sie nirgends, denn er will sich von ihr, seiner Gebieterin, niemals losmachen (nachdrückliche Wiederholung dessen, was er III 1 beteuert hat: *ich wil von ir niht ledic sîn*). Was die Menschen ihm von verlorener Liebesmüh vorreden (es sind die, *die spottent*, II 2), wenn das auf seine eigene zutreffen wird, so bereitet ihm das Kummer. Denn als er anfing, ihr seine Dienste zu weihen, da glaubte ers nicht anders, als daß ihm vergönnt wäre, durch sie einen Tag des Glückes zu schauen (Gegensatz zu dem, dem *manic wünniclicher tac* bereits *nâhet*, I 5). Ist ihm diese Hoffnung aber fehlgeschlagen, so hat er doch wohl getan, wie es nun einmal lag (d. h. es war doch richtig gehandelt, ihr zu dienen, denn die Umstände lagen so, daß er seine Dienste nicht einer anderen hätte widmen können[3]). Damit greift der Dichter auf den Schluß der Eingangsstrophe zurück: *deist unwendic: nu sî alsô*. Diese Liebe ist sein Schicksal.

Auch äußerlich sind die vier Strophen deutlich verbunden; zunächst durch Endreime:

I 2. 4 gât : hât	II 2. 4 stât : hât; *grammatisch* III 2 hân[4])
I 5. 6 tac : mac	IV 8. 10 tac : lac
II 5 geschehen	III 6 geschiht
III 1 sin	IV 2 sî.

[1]) vgl. 159, 16ff. [2]) so faßt Vogt den Gedanken treffend.

[3]) s. IV 3 (*genâde*) *suoche ich niender anderswâ* und III 4 *daz lit an ir*. — Anders Vogt. 'Dunkel' (Burdach) bleibt die Zeile nur, wenn man die Strophe von den anderen abtrennt. — Meine Erklärung zwingt das von AB gebotene *da* statt Vogts *dô* (CE) wieder in den Text zu setzen.

[4]) Giske S. 72 hat diese Responsion bereits bemerkt, schließt sich aber Burdach an.

Außerdem reimt das Wort, das in der vierten Hebung des sechsten Verses steht, in allen vier Strophen mit einem der Endreimpaare:

I 6 man	IV 7. 9 began : an
II 6 nôt	III 8. 10 tôt : nôt
III 6 tac	I 5. 6 tac : mac; IV 8. 10 tac : lac
IV 6 sîn	III 1. 3 sîn : mîn.

Wollte man die Strophe IV absondern, so stünde *man* I 6 ohne Reim da.

Nr. 25. 163, 23—165, 9.

I.

Mich hœhet daz mich lange hœhen sol, 163, 23
daz ich nie wîp mit rede verlôs.
sprach in iemen anders danne wol, 163, 25
daz was ein schult diech nie verkôs.
in wart nie man sô rehte unmære
der ir lop gerner hôrte und dem ie ir genâde lieber wære.
doch habent si den dienest mîn:
wan al mîn trôst und al mîn leben 163, 30
daz muoz an eime wîbe sîn.

II.

Wie mac mir iemer iht sô liep gesîn 163, 32
dem ich sô lange unmære bin?
lîd ich die liebe mit dem willen mîn,
son hân ich niht ze guoten sin. 163, 35
ist aber daz i's niht mac erwenden,
sô möhte mir ein wîp ir rât enbieten unde ir helfe senden
und lieze mich verderben niht.
ich hân noch trôst, swie kleine er sî: 164, 1
swaz geschehen sol, daz geschiht.

III.

Ich bin der sumerlangen tage sô frô 165, 1
daz ich nu hügende worden bin;
ouch stât mîn herze und mîn wille alsô:
ich minne ein wîp, dâ meine ich hin.
diust hôhgemuot und ist sô schœne 165, 5
daz ich si dâ von . . . . . vor andern wîben krœne.
wil aber ich von ir tugenden sagen,
des wirt sô vil, swenn ichz erhebe,
daz ichs iemer muoz gedagen.

IV.

Ich sach si, wære ez al der werlte leit, 164, 12
diech doch mit sorgen hân gesehen.
wol mich sô minneclicher arebeit!
mir könde niemer baz geschehen. 164, 15
dar nâch wart mir vil schiere leide.
ich schiet von ir daz ich von wîbe niemer mit der nôt gescheide
noch daz mir nie sô wê geschach.
owê, do ich danne muoste gên,
wie jæmerlich ich umbe sach! 164, 20

V.

Owê daz ich einer rede vergaz, 164, 21
daz tuot mir hiute und iemer wê,
dô si mir âne huote vor gesaz!
war umbe redte ich dô niht mê?
dô was ab ich sô frô der stunde 164, 25
und der vil kurzen wil daz man der guoten mir ze sehenne gunde,
daz ich vor liebe niht ensprach.
ez möhte manegem noch geschehen,
der si sæhe als ich si sach.

VI.

In disen bœsen ungetriuwen tagen 164, 30
ist mîn gemach niht guot gewesen:
wan daz ich leit mit zühten kan getragen,
ichn könde niemer sîn genesen.
tæt ich nâch leide als ichz erkenne,
si liezen mich vil schiere, die mich gerne sâhen eteswenne, 164, 35
die mir dô sanfte wâren bî.
nu muoz ich fröide nœten mich
dur daz ich bî der werlde sî.

VII.

Der ie die werlt gefröite baz dann ich, 164, 3
der müeze mit genâden leben;
der tuoz ouch noch, wan sîn verdriuzet mich. 164, 5
mir hât mîn rede niht wol ergeben.
ich diende ir ie: mirn lônde niemen.
daz truoc ich alsô daz mîn ungebærde sach vil lützel iemen
und daz ich nie von ir geschiet.
si sælic wîp enspreche 'sine', 164, 10
niemer mê gesinge ich liet.

In bezug auf Anordnung und Zusammenfassung dieser sieben Strophen gehen die Ansichten der Kritiker besonders weit auseinander. Indem ich meine Reihung zugrunde lege und durch einen horizontalen Strich den Beginn eines selbständigen Liedes andeute, ergibt sich folgende Übersicht:

MF. alte Ausgabe	I. II.—VII. IV. V.—VI.—III.
MF. neue Bearbeitung	I. II.—VII.—IV. V.—VI.—III.
Wackernagel Leseb.	I. II. VI. VII. IV. V.—III.
Bartsch LD.	VI. VII. IV. V.

Das Verhältnis dieser verschiedenen Reihungen zu der in den Handschriften überlieferten Strophenfolge erhellt aus den nachstehenden Listen:

MF. A	B	b	C	E	Wack.[1]) A	B	b	C	E
66	—	14	49	311	66	—	14	49	311
—	—	15	50	312	—	—	15	50	312
—	—	17	52	316	68	—	16	51	315
65	—	18	53	313	—	—	17	52	316
67	—	19	54	314	65	—	18	53	313
68	—	16	51	315	67	—	19	54	314
—	31	—	55	—	—	31	—	55	—

meine Anordnung A	B	b	C	E
66	—	14	49	311
—	—	15	50	312
—	31	—	55	—
65	—	18	53	313
67	—	19	54	314
68	—	16	51	315
—	—	17	52	316.

MF. verläßt also in je einem Fall die Anordnung in bC wie die in E, Wack. folgt durchaus bC, ich schließe mich E an, schiebe aber die nur in BC überlieferte Strophe zwischen die zweite und dritte in E ein. Ihr Fehlen in der Quelle bC mag die Umstellung der übrigen in bC veranlaßt haben. Die Berechtigung zu solcher Anordnung steht mit der Frage, wie viele Lieder in den sieben Strophen vorliegen, in untrennbarem Zusammenhang.

Zunächst scheinen genug Widersprüche in den einzelnen Strophen gegeneinander zu streiten. So beklagt Reimar in V[2]), daß er in Gegenwart der Geliebten *einer rede vergaz*, während er in VII den Vorwurf erhebt *mir hât mîn rede niht wol ergeben* (s. Schmidt und Burdach). Aber ein Widerspruch wäre das nur, wenn *rede* in beiden Fällen dasselbe bedeutete. Das ist jedoch, wenn man im Zusammenhang interpretiert, ganz ausgeschlossen: *rede* in V meint 'Gespräch' oder enger gefaßt 'Liebesgeständnis'; das beweist die ganze Situation (*dô si mir âne huote vor gesaz*) und das Verbum *reden* (*war umbe redte ich dô niht mê?*). In VII dagegen bezeichnet *rede* sein bisheriges Singen (wie in I *daz ich nie wîp mit rede verlôs*[3]); das ergibt der Eingang der Strophe (denn mit seinen Liedern hat er

[1]) ebenso Bartsch, aber mit Weglassung der beiden ersten Strophen und der letzten Strophe.

[2]) stets nach meiner Zählung.

[3]) gegen Wolframs Scheltlied? Seine Worte Parz. 114, 5 f. *Swer nû wîben sprichet baz, Deiswâr daz lâz ich âne haz* könnten die Erwiderung auf Reimars *Sprach in iemen anders danne wol* darstellen, wobei er sich an Reimars Worte *sâ denne lâze ich âne haz Swer giht daz ime an fröiden si gelungen baz* 159, 16 (Nr. 14) anlehnt.

die Welt *gefröit*) wie ihr Schluß (wo *sine*, wenn die ganze Strophe einen Sinn haben soll, nur dasselbe meinen kann wie vorher *rede*). Somit liegt der scheinbare Widerspruch in Wirklichkeit nicht vor: einmal 'beklagt sich Reimar, daß ihm sein Gesang bei der Dame nichts genützt habe', das andermal 'schildert er ein früheres Zusammentreffen mit ihr, bei dem er . . . nicht sprach' (Burdach). Warum soll beides nicht in éinem Liede Platz haben? 'Mein Singen ist vergeblich, denn sie läßt es unbelohnt; und mein Reden frommt auch nichts, denn in ihrer Gegenwart verstumme ich vor Glück'. Bei Morungen steht nahezu dasselbe in éiner Strophe beisammen (141, 26). Es hindert also nichts, IV. V. VII miteinander zu verbinden.

Unverträglich scheinen ferner die *bœsen ungetriuwen tage* (VI) mit den *sumerlangen tagen* (III), und überhaupt die frohe Stimmung der letzteren Strophe mit dem leidvollen Grundton, der alle anderen durchzieht. Aber näheres Zusehen läßt planvolle Antithese und feine Verbindung erkennen. Str. III schildert die Empfindungen der sommerlichen Gegenwart; Str. VI dagegen die der winterlichen Vergangenheit; denn im Winter sind die *tage* wirklich *ungetriuwe*, weil sie uns bald verlassen[1]) und *bœse*, weil die Sonne keine Kraft hat. Die Jahreszeit wirkt mit ein auf die Stimmung: daher ist im Winter sein *gemach niht guot gewesen*, während er jetzt (*nu* III 2) der *sumerlangen tage sô frô* ist. Sein eigentliches Leid freilich bleibt davon unberührt; aber er hat erkannt, daß er um der Welt willen sich jetzt (*nu* VI 8) zwingen müsse froh zu sein (*fröide nœten mich*), und dazu verhilft ihm die Sommerzeit: er dankt ihr wenigstens Hoffensfreudigkeit (*hügende* III 2). Somit sind auch Str. III und VI sehr gut miteinander verbunden. Str. III bezieht sich aber auch auf Str. IV: denn das Geständnis *ich minne ein wîp, dâ meine ich hin* (III 4) zeigt, daß er sein früheres *scheiden* von der Geliebten (IV 6) nicht als ein endgültiges betrachtet. Ebenso bezieht sich ferner III auch auf VII: denn wenn er angesichts der Fülle ihrer Vorzüge nicht reden kann, sondern nur schweigen, so ist das eine geistreiche Entschuldigung für seinen in VII ausgesprochenen Vorsatz *niemer mê gesinge ich liet*. Str. VI endlich ist gleichfalls mit VII verkettet; denn *leit mit zühten tragen* (VI 3) und *daz truoc ich alsô daz mîn ungebærde sach vil lützel iemen* (VII 6) meinen dieselbe Lebenskunst. Ebenso deutlich steht VI mit I. II. in Verbindung; denn *ichn könde niemer sîn genesen* (VI 4) bestätigt, daß *al sîn leben* wirklich auf ihr beruht (I 8) und daß es an ihr liegt, wenn er nicht *verderben* soll (II 7). Auch verbindet die Rücksichtnahme auf die *werlt* diese sechste Strophe mit der siebenten (Z. 1) wie mit der vierten (Z. 1).

Diese vorläufige Betrachtung hat also gezeigt, daß ernsthafte Bedenken gegen die Vereinigung der Strophen zu éinem Liede nicht bestehen.

Positiv spricht dafür zunächst ein äußeres Zeugnis, das mehrfach wohl allzu leicht genommen wurde. Reimar bezieht sich in einem Frauenliede (Nr. 30) bekanntlich auf Str. II 9 (177, 21 *er sprichet, allez daz geschehen sol, daz geschiht*) und auf Str. VII 8 f. (177, 23 f. *daz er niemer mê gesinge liet. Ezn sî ob i'ns biten welle*); ja, wie ich hinzufüge, auch auf Str. III 1 (177, 14 *er ist frô*). Da ist es denn doch das nächstliegende, anzunehmen, daß diese Antwort der Frau auf ein und dasselbe Lied Bezug nimmt.

Positiv spricht ferner die Verknüpfung durch gleiche (gelegentlich auch durch grammatische) Reime, ja Reimwörter für die Einheitlichkeit des Ganzen:

[1]) daher, in schönem Gegensatz dazu, die *sumerlangen tage*.

mîn : sîn 'esse' I 7. 9	gesîn : mîn II 1. 3
leben I 8	leben : ergeben VII 2. 4
bin : sin II 2. 4	bin : hin III 2. 4
sî 'sit' II 8	bî : sî 'sit' VI 7. 9
geschiht II 9	geschehen IV 4; V 8; geschach IV 7
sagen : gedagen III 7. 9	tagen : getragen VI 1. 3
gesehen IV 2	sach IV 9; V 9[1])
gesehen : geschehen IV 2. 4	geschehen V 8
gescheide IV 6	geschiet VII 7
geschach : sach IV 5. 9	ensprach : sach V 7. 9
mich VI 8	ich : mich VII 1. 3.

Die künstlerische Absicht dieser Wiederholungen ist schon dadurch deutlich, daß in allen Fällen mit éiner Ausnahme mindestens éines der Reimwörter ganz unverändert wiederkehrt. Nicht weniger als fünfmal ist ferner die Waise von der Responsion getroffen; darf man im sechsten Fall (IV 8 *gên*) unreinen Reim auf *wê : mê* (V 2. 4) annehmen? Der letzte Fall (III 8) ist unsicher, weil nur von C überliefert, könnte also eigenmächtige Ergänzung darstellen[2]).

Es erübrigt, die Einheitlichkeit durch eine Analyse des Gedankenganges zu erweisen.

I. Mich ehrt, was mich noch lange ehren wird, daß ich nie einer Frau mit Worten zu nahe trat. Wenn jemand anders als gut von ihnen sprach, so war das ein Vergehen, das ich nie verzieh. Nie ist ihnen ein Mann so ganz gleichgültig gewesen, der doch ihren Preis lieber verkünden hörte und dem ihre Gunst erwünschter wäre. Aber trotzdem bleibe ich dabei ihnen zu dienen: denn all meine Zuversicht und all mein Leben beruht auf einer Frau. II. Wie kommt es nur, daß mir etwas so lieb ist (*sô* weist auf den Schluß von I), dem ich so gleichgültig bin (*unmære* wie I 5)? Wenn ich diese Verliebtheit aus freiem Willen ertrage, dann bin ich nicht sehr klug. Wenn ich aber nichts dagegen tun kann, so sollte mir eine Frau (*ein wîp* wie I 9) Rat schaffen und beistehen und mich nicht zugrunde gehen lassen (*rât* und *helfe* bezieht sich auf *trôst* I 8 wie *verderben* auf *leben* I 9). Eines ist ja noch tröstlich (*trôst* wie I 8), freilich nur ein wenig: was geschehen soll, das geschieht. III. Ich bin auch über die sommerlangen Tage so froh, daß ich jetzt hoffnungsfreudig geworden bin[3]); zudem liebt mein Herz eine Frau (*ein wîp* wie I 9; II 6) und mein ganzes Wollen treibt mich zu ihr hin. Die ist so frohgemut (vgl. 186, 31) und so schön, daß ich ihr vor allen anderen die Krone gebe. Wenn ich aber von ihren inneren Vorzügen sprechen will, so wird es, wenn ich erst anhebe, so viel, daß ich davon immer still sein muß. IV. Ich habe sie, und wenn es der ganzen Welt ärgerlich sein sollte, gesehen, gesehen freilich mit Sorgen. Wohl mir dieser Pein, die doch von der Liebe kam! Mir hätte nichts Besseres widerfahren können. Aber gleich darauf wurde ich betrübt. Und ich schied von ihr in solcher Qual, wie ich nie wieder von einer Frau scheiden werde, und mit einem Weh, wie es mir nie zuvor widerfuhr. Ach, als ich von dannen gehen mußte, wie traurig sah ich alles um mich an! V. Ach, daß ich da ans Reden

[1]) *sach* am Schlusse von IV. V hat bereits Burdach angemerkt.

[2]) Str. III ist ja überhaupt das Stiefkind der sonst (bis auf den auch nach der Gestaltung in MF. noch sehr holprigen Vers I 6) ungewöhnlich guten Überlieferung des Liedes: III 6 fehlen zwei Takte!

[3]) *hügende* ist durch *tröst* II 8 vorbereitet: der Gedanke *swaz gesehehen sol, daz geschiht* und die Sommerzeit geben ihm *trôst*, wenn auch nur schwachen, in seinem Kummer.

gar nicht dachte, als sie ohne Zeugen vor mir saß, das quält mich jetzt und immer! Warum habe ich damals nicht mehr Worte gefunden? Aber da war ich so froh über die kurze Zeit, die man mir den Anblick der edlen Frau gönnte, daß ich vor Glück stumm blieb. So würde es noch manchem ergehen, der sie sähe, wie ich sie sah. VI. In diesen ganzen[1]) matten, rasch vergänglichen Tagen ist mir nicht wohl gewesen; wenn ich nicht Leid (*leit* wie *leide* IV 5) mit Anstand zu ertragen wüßte, so wäre ich darüber nicht hinweggekommen. Aber wenn ich mich gemäß meinem Leide, wie ich es empfinde, geben wollte, dann würden sich die, die mich gelegentlich wohl gerne sahen und mir freundlich entgegenkamen, von mir abwenden. So muß ich mich nun zur Freude zwingen, damit ich mit der Welt verbunden bleibe. VII. Wer der Welt mehr Freude gebracht hat als ich, der sei dabei glücklich; der tu's auch weiterhin, denn ich bin es überdrüssig. Mir hat mein Singen keinen Dank gebracht. Ich habe ihr beständig gedient: aber niemand hat mir's gelohnt. Das hab ich so getragen, daß kaum jemand sah, wie mir zumute war und daß ich nie von ihr ließ. Aber wenn sie, die Begnadete, nicht spricht 'singe', so werde ich nie wieder ein Lied singen. —

Der Grundton des Ganzen ist der des Leides, das ihm die Geliebte bereitet; es hat ihn nie zu Anklagen verleitet, er wird ihr trotzdem weiterdienen (I). Aber wirkliche Hilfe kann ihm nur von ihr werden, wenn er auch allerhand Tröstliches hat: daß alles kommen muß, wie es bestimmt ist (II), daß die schöne Sommerzeit ihn erfreut, daß er sie liebt und zu ihr hinstrebt und daß sie alle anderen Frauen übertrifft (III). Freilich im Winter, da war eine ganz leidvolle Zeit: auf das Glück sie zu sehen folgte unmittelbar bitterstes Leid; denn er fand in ihrer Gegenwart keine Worte, seine Empfindungen auszudrücken und schied mit Qual im Herzen (IV. V). In jener schlimmen Zeit wäre er ohne Selbstbeherrschung zugrunde gegangen. Und auch jetzt zwingt er sich nur aus Rücksicht auf die Welt zur Freude (VI). Freilich mit Gesang hat er die Welt — ohne je Lohn zu erhalten! — schon genug erfreut. Beherrscht hat er sich und nie von der Geliebten gelassen; aber wenn er je wieder singen soll, dann geschieht es nur auf ihr Geheiß (VII).

Die Pointe des Liedes ist: wenn die Welt künftig ohne Freude ist, so liegt die Schuld an ihr. Dadurch soll ein Druck auf sie ausgeübt werden. Ihre Antwort, in der unser Lied wiederholt zitiert wird (s. u. zu Nr. 30), zeigt, daß der Dichter seine Absicht erreicht hat: *Ist ab daz ichs niene gebiute* (daß er singen soll), *Sô verliuse ich mîne sælde an ime Und verfluochent mich die liute Daz ich al der werlde ir fröude nime* (177, 28). Zugleich bringt dieses Frauenlied einen letzten Beweis — wenn es eines solchen noch bedarf — für die Einheit des eben behandelten Liedes, s. u. a. a. O.

Nr. 26. 190, 3—26.

Die Konstruktion in Str. I 6 ff. scheint mir nicht genügend durchsichtig. Ich würde lieber *deich* (statt *deichz*) mit A (*dc ich*) lesen und anders interpungieren:

nû wând ich geniezen aller mîner tage;
dar umb ich ir lop und êre sage.

[1]) *dise* weist auf die Zeit von jenem winterlichen Beisammensein und Scheiden bis zum jetzigen Sommer; vgl. nhd. Wendungen wie 'in all dieser Zeit hatte ich nur den einen Gedanken zu sterben'.

si ist vil guot (deich iemer sprechen sol[1]):
tuos eht einz. si löne ir lieben unde ir friunden wol.

Reimar verbreitet sich also in dieser Strophe über die in der ersten Zeile gebrauchten Epitheta *reine* und *guot*: ihre *werdekeit*, d. h. daß sie *reine* ist, macht ihn froh; und daß sie *vil guot* ist, wird er stets neu verkünden, nur soll sie auch noch durch huldvollere Haltung ihre *güete* bezeigen statt ihn zu *verderben*. — Mit dem Worte *nu wând ich geniezen aller mîner tage* wird das Thema vom *wân* angeschlagen, das in der zweiten Strophe verarbeitet wird: sein *lieber wân* (*aller sîner tage* zu *geniezen*) ist leider ein *wân* ohne *trasten*: wäre der doch irgendwo anders[2]). Hier aber bei ihm (*dâ* stark betont ganz wie das Reimwort *dâ* in der ersten Zeile der Strophe, oder wie 158, 31[3]) sollte doch *trôst bî wâne* sein, denn wenn er es só (ohne *trôst*, nur mit dem *wân*, wie Burdach S. 228 schon richtig erklärt hat) weiter ertragen soll, so ist er von Sinnen. Aber schon so manches hat gut geendet. Wer will vorher wissen, wie es gehen wird? Sie hat *tugent* (damit greift Reimar auf *guot* I 1. 7 zurück) und sie hat *êre* (dies geht auf *reine* I 1): beides kann ihm noch helfen. — Das Weitere bedarf keiner Erklärung. Hübsch ist, wie der Schluß auf den Anfang zurückgreift: *und si mich alsus verderben lât*[4]) nimmt die Klage *si lât mich verderben alsus gar* wieder auf (Burdach S. 96) wie *daz ich mîner tage niht wider gewinnen kan* die Erwartung *nu wând ich geniezen aller mîner tage*.

Durch diese Bezüge ist Str. III mit I verknüpft; II dagegen hängt mit III durch die Reime *ergât : rât* (II 7. 8) und *vergât : lât* (III 5. 6) sowie *ergê* (III 3) zusammen.

In der Schlußstrophe singt Reimar: *Waz bedarf ich denne fröiden mê, obe mir ir genâde wonet bî? daz et daz bî mîner zît ergê und ich dar nâch lange in fröiden sî!* Diese Stelle hatte Gottfried wohl im Sinne, als er den Wunsch äußerte: *si und ir cumpanîe die müezen sô gesingen, daz si ze fröuden bringen ir trûren unde ir senedez klagen: und daz geschehe bî mînen tagen!* (Trist. 4814). Heinzel hat also in diesen Worten mit Recht eine 'ironische Bemerkung' gesehen[5]).

Die Strophe 352e (Vogt S. 420) könnte zur Not zwischen I und II eingeschoben werden[6]). Aber die ganze Ausdrucksweise scheint mir nicht die Reimars: sie weist eher auf Einfluß Morungens: *si ist vor mir sô frî* hat tieferen Sinn erst in einem Zusammenhang wie Morungen 126, 23 *nu ist si leider vor mir al ze frî*, wo der Gegensatz *gewaltec sîn* den Ausdruck erläutert; auch *unde ich alsô rehte gar ir eigen bin* weist auf diesen Dichter (130, 21 C *ir eigen was dô*). So scheinen mir die von Paul S. 524 beobachteten Parallelen nur zu beweisen, daß der Nachdichter auch in Reimars Liedern Bescheid wußte.

[1]) 'das werde ich immer sagen'.

[2]) 'fern von ihm', nicht aber 'bei der Geliebten' wie Burdach S. 228 meint; *anderswâ* meint nicht mehr als etwa bei Walther 59, 36 oder 112, 2.

[3]) was Burdach S. 203 auch verkannt hat.

[4]) so lese ich, denn *unde* im ersten Fuß ist anstössig, s. zu Nr. 22 (es steht noch II 2), und *alsus* (C) wird durch *alsus* I 2 bestätigt.

[5]) Kl. Schr. S. 44. 58. Anders Plenio Beitr. 41, 64 Anm.

[6]) denn die Str. I wird als erste, die Str. III als letzte des ganzen Liedes eben durch jenes Zurückgreifen von III auf I erwiesen. Und nach II paßt die Strophe 352e wegen ihres Inhaltes nicht.

Nr. 27. 156, 27—157, 40.

I.

Ich wânde ie, ez wære ir spot, 157, 11
die ich von minnen grôzer swære hôrte jehen.
desngilt ich sêre, semmir got,
sît ich die wârheit an mir selben hân ersehen.
mirst komen an daz herze mîn 157, 15
ein wîp, sol ich der volle ein jâr unmære sîn,
und sol daz alse lange stân
daz si mîn niht nimet war,
sô muoz mîn fröide von ir gar
vil lîhte ân allen trôst zergân. 157, 20

II.

Sô vil sô ich gesanc nie man, 156, 27
der anders niht enhæte wan den blôzen wân.
daz ich nu niht mêre enkan,
desn wunder nieman: mir hât zwîvel, den ich hân, 156, 30
al daz ich kunde gar benomen.
wenne sol mir iemer spilndiu fröide komen?
noch sæhe ich gerne mich in hôhem muote als ê.
michn scheide ein wîp von dirre klage
und spreche ein wort als ich ir sage, 156, 35
mir ist anders iemer wê.

III.

Ich alte ie von tage ze tage, 157, 1
und bin doch hiure nihtes wîser danne vert.
und hete ein ander mîne klage,
dem riete ich sô daz ez der rede wære wert,
und gibe mir selben bœsen rât. 157, 5
ich weiz vil wol waz mir den schaden gemachet hât.
daz ich si niht verhelen kunde swaz mir war.
des hân ich ir geseit sô vil
daz si es niht mêre hœren wil:
nu swîge ich unde nîge dar. 157, 10

IV.

Sît mich mîn sprechen nu niht kan 157, 21
gehelfen noch gescheiden von der swære mîn,
sô wolte ich daz ein ander man
die mîne rede hete zuo den sælden sîn;
und doch niht an die selben stat 157, 25
dar ich nu bitte und lange her mit triuwen bat:

darn gan ich nieman heiles, swenne ez mich vergât.
nu gedinge ich ir genâden noch.
waz si mir âne schulde doch
10 langer tage gemachet hât! 157, 30

V.

Und wiste ich niht daz si mich mac 157, 31
vor al der welte wert gemachen, obe si wil,
ich gediende ir niemer mêre tac:
sô hât si tugende, den ich volge unz an daz zil,
5 niht langer wan die wile ich lebe. 157, 35
noch bitte ich si daz si mir liebez ende gebe.
waz hilfet daz? ich weiz wol daz siez niht entuot.
nu tuo siez durch den willen mîn
und lâze mich ir tôre sîn
10 und neme mîne rede für guot. 157, 40

Vogt bemerkt mit Recht, daß die Strophenfolge in A, die in MF. gewählt ist (II. III. I. IV. V), nicht befriedige. Am ansprechendsten wäre die Verbindung III. IV, die Burdach S. 202 f. begründe. I. V bildet nach Burdach ein weiteres Lied, II ist nach ihm isoliert.

Ich stelle I gegen A an den Anfang, so daß nun III und IV nach Burdachs Vorschlag (und wie in E) beisammenstehen. In dieser Reihenfolge halte ich das Ganze für ein einheitliches Lied.

Den Beweis für die Zusammengehörigkeit erbringt schon die Bindung der Strophen durch gleiche Reime:

mîn : sîn I 5. 6	mîn : sîn IV 2. 4; V 8. 9
stân : zergân I 7. 10	wân : hân II 2. 4
war : gar I 8. 9	war : dar III 7. 10
man : enkan II 1. 3	kan : man IV 1. 3
klage : sage II 8. 9	tage : klage III 1. 3
rât : hât III 5. 6	vergât : hât IV 7. 10
vil : wil III 8. 9	wil : zil V 2. 4[1]).

Wie man sieht, wiederholt der Dichter dabei nicht bloß die Reimendung, sondern auch noch mindestens éines der beiden Reimwörter. Die einzige Ausnahme bildet I 7. 10: aber Zeile 7 ist in C um einen Takt zu kurz, fehlt in A überhaupt, und E bietet einen ganz abweichenden Text, so daß schon Paul S. 540 willkürliche Ergänzung einer alten Lücke vermutet hat: wir können nur sagen, daß der verlorene Vers auf *wân* oder *hân* geendet haben muß und daß daher auch E Unechtes überliefert.

Die Einheitlichkeit des Liedes wird durch eine Analyse seines Inhalts bestätigt. I. Früher hat der Dichter es nicht für Ernst genommen, wenn die Menschen sagten, daß die Liebe großen Kummer mit sich bringe: jetzt hat er die Wahrheit an sich selbst erfahren. Eine Frau hat von seinem Herzen Besitz ergriffen: wenn er ihr ein volles Jahr

V 8. 9. *nach* mîn *und* sîn *in MF. Kommata; s. u.*

[1]) *zil* A wird dadurch gegen *wil* BCE (für das Paul S. 540 eingetreten ist) gesichert; vgl. auch Zeitschr. 56, 75 Anm. 2.

gleichgültig bleiben soll . . . (hier ist der Text lückenhaft s. o.), ohne daß sie ihn beachtet, so muß die Freude, die er durch sie hat, in vollkommener Hoffnungslosigkeit untergehen. Als Eingangsstrophe gibt der Inhalt diese Zeilen deutlich zu erkennen: der Dichter beginnt damit, daß er die Ansicht, die er früher vom Wesen der Liebe hatte, als irrig erklärt und sagt, was diesen Umschwung herbeigeführt hat, indem er auf das Entstehen seiner Neigung zurückgreift: *mirst komen an daz herze mîn Ein wîp* paßt nirgends hin als an den Anfang. II. Er hat sie mehr besungen als irgendein anderer, der, wie er, nichts als die Hoffnung hatte. Wenn er nun nicht mehr weiter singen kann, so braucht sich darüber niemand zu wundern. Denn die Unsicherheit (*zwîvel*)[1]) hat ihn um sein ganzes Können gebracht. Wann soll ihm seine strahlende Freude je wiederkehren[2])? Gerne wäre er wie einst in erhöhter Stimmung. Aber wenn ihn nicht eine Frau von seinem Kummer befreit, indem sie ein Wort spricht, das seiner Bitte gemäß ist, so wird er stets leiden. Deutlich hängt sein Verstummen mit dem Versiegen seiner Freude zusammen (*sanc ist âne fröide kranc* sagt Morungen 123, 37); und diese wird ihm durch den Zweifel beeinträchtigt, ob seine Liebe nicht für immer und vollkommen hoffnungslos ist. So ist auch der Schluß von I mit II verknüpft. Wer *ein wîp* (Z. 8) ist, wissen wir schon aus I 5 f. Was unter *dem wort als ich ir sage* (Z. 9) zu verstehen ist, ergibt sich aus den folgenden Strophen: das Jawort auf seine Bitte (IV 6; V 6). Die *klage* aber leitet über zur folgenden Strophe. III. 'Ich altere von einem Tag zum andern und bin doch in diesem Jahre um nichts weiser als im vorigen' [d. h. ich bin trotz meiner schlimmen Erfahrungen noch ebenso töricht wie vor einem Jahre (*volle ein jâr* I 6), wo ich von dem Kummer, den die Liebe bringt, noch nichts ahnte (I 1)]. Wenn ein anderer meinen Kummer hätte (*klage* wie II 8), so würde ich ihm so raten, daß es das Reden verlohnte (d. h. daß er davon Nutzen hätte): mir selbst aber weiß ich nur schlecht zu raten. Ich weiß dabei sehr wohl, was mein Unheil verschuldet hat[3]): daß ich ihr nicht zu verbergen wußte, was mich aufregte. Darüber habe ich so viel gesprochen, daß sie's nicht mehr anhören will: so schweige ich denn jetzt davon[4]) und diene weiter. IV. 'Da mir nun mein Reden nicht von meinem Kummer hilft, so wünschte ich, ein anderer gebrauchte meine Rede zu seinem Heil, aber nicht gerade dort, wohin ich meine Bitten richte und beständig gerichtet habe; denn dort gönne ich keinem Heil, wenn es mir selbst entgeht. Nun muß ich noch immer auf ihre Gnade hoffen[5]). Aber wieviel lange Tage hat sie mir ohne meine Schuld bereitet!' *mîn sprechen* ist das schon erwähnte (s. III 7 f.), wie vorher *mîne klage* (III 3) die

[1]) dieser *zwivel* bezieht sich auf den Schluß der Str. I, wo er die Möglichkeit ins Auge faßt, daß seine Freude, die auf ihr beruht, sich noch in Hoffnungslosigkeit wandeln könnte; *zwivel* ist also Unsicherheit, ob ihm überhaupt noch *trôst* beschieden ist, nicht 'die innere Unruhe, die Verliebtheit' (Burdach S. 203); s. auch 189, 32.

[2]) *wenne sol mir iemer spilndiu fröide komen? Noch sæhe ich gerne mich in hôhem muote als ê*: deutlich von Einfluß auf Wolfram (Tit. 120, 1): *Wâr kom min spilendiu fröude? od wie ist sus gescheiden Ûz minem herzen höher muot?*

[3]) der Punkt nach *hât* (157, 6) ist ein alter Druckfehler. — Hartmann zielt in seiner Absage an die Minnesänger auch auf diese Stelle (s. Zu den Liedern Heinrichs von Morungen S. 34); aber er berichtigt Reimar: nicht seine Klagen haben sein Unheil verschuldet, sondern, daß er *niht enhæte wan den blôzen wân* (II 2); daher hält er ihm entgegen: *daz in den schaden tuot, daz ist der wân* (218, 22).

[4]) die Ergänzung dieses 'davon' ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang.

[5]) *gedinge* ist prägnant zu fassen: 'ich muß noch immer hoffen d. h. 'ich habe noch nichts erreicht'. Ein 'plötzlicher Wechsel des Entschlusses und der Stimmung' (Burdach) liegt also nicht vor.

schon erwähnte (II 8) war. Wie gut der Übergang von *nû suîge ich* (III 10) zum Anfang von Str. IV ist, hat schon Burdach betont. Auch die Gedanken entsprechen sich: hier die Möglichkeit *daz ein ander man Die mîne rede hete*, dort die ganz parallele *hete ein ander mîne klage*. Daß die Geliebte ihm die *tage lanc* gemacht hat, sagt er mit Grund; denn er ist ja *von tage ze tage* gealtert (III 1). Darum kann er auch von dem éinen Jahr (I 6) wie von einer sehr langen Zeit sprechen[1]). V. Der Gedanke an die langen Tage, die sie ihm ohne sein Verschulden bereitet hat, leitet von Str. IV über zu dem Anfang dieser Strophe: 'Und wenn ich nicht das éine wüßte, daß sie mich in den Augen der ganzen Welt heben kann, wenn sie will, so würde ich ihr auch nicht einen einzigen (so langen!) Tag weiter dienen; só aber besitzt sie Vorzüge, die mich bewegen, ihr bis ans Ende zu folgen, nicht kürzer[2]) als mein ganzes Leben. Und so bitte ich sie noch immer (s. *bitte und lange . . . bat* IV 6; *noch* prägnant wie auch IV 8), daß sie mir einen frohen Abschluß (Gegensatz zu *swære* I 2) schenke. Aber was nützt das? Ich weiß ja ganz gut (vgl. *ich weiz vil wol* III 6), daß sie's nicht tun wird. Aber nun tue sie, da es nun einmal mein Wille ist, wenigstens das[3]), daß sie mich weiter ihren Narren sein (damit greift der Dichter auf *nihtes wîser* IV 2 zurück) und meine Worte hingehen läßt (weil man dem Narren das Reden nicht übel nimmt. — *für guot nemen* im Gegensatz zu *daz si ez niht mêre hœren wil* III 9).

Die erste Strophe schildert also, wie die Liebe anhob und ihm durch die Gleichgültigkeit der Frau nach der ersten Glücksempfindung Kummer brachte, der sehr wohl jede Freude überhaupt in Hoffnungslosigkeit wandeln wird; in der zweiten erklärt er, warum er nicht mehr singen kann: weil man dazu Freude braucht und er zweifelt, ob ihm die noch je zuteil wird; in der dritten erklärt er, warum er nicht mehr reden kann: weil sie seine Klagen nicht mehr anhören will; in der vierten ist er entschlossen wenigstens weiter um Gnade zu bitten; in der letzten bleibt er bei diesem Entschluß, schränkt ihn aber ängstlich auf die Bitte ein, nach wie vor ihr Narr sein zu dürfen und ihm als solchen das Reden nicht zu verbieten (wie früher das Klagen).

Nr. 28. 194, 34—195, 2.

Die Abtrennung dieser Strophe von den beiden bei Vogt in MF. folgenden hat Burdach S. 229 mit Recht gefordert; s. auch Vogt zu 195, 3 und unten unter C zu 195, 3—9[8].

Nr. 29. 153, 5—154, 31.

I.

Wiest ime ze muote, wundert mich, 153, 14
dem herzeclîche liep geschiht?
er sælic man, dâ fröit er sich,
als ich wol wæne, ich weiz ez niht.

[1]) wodurch Burdachs Bedenken gegenstandslos werden.

[2]) *niht langer* = nhd. 'nicht weniger lang' wie 151, 10.

[3]) *tuo siez* ist als 'stellvertretendes *tuon*' zu fassen, mit folgender Parataxe statt Hypotaxe; Beispiele bei Müllenhoff-Scherer Denkmäler[3] S. 235. 398; Zs. f. d. ö. Gymn. 1894, 139. Auch hier liegt also kein 'plötzlicher Wechsel des Entschlusses und der Stimmung' vor (Burdach). Fraglich ist nur, ob *tuo siez*, das neben *siez niht entuot* (unmittelbar vorher) nicht ganz deutlich wirkt, den echten Wortlaut darstellt; *si ez* A, *sie* E, *es* BC läßt (*nu tuo*) *si* vermuten.

och weste ich gerne wie er tæte:
ob er iht pflæge wunneclîcher stæte;
diu sol im wesen von rehte bî.
got gebe daz ich erkenne noch
wie solchem lebenne sî.

II.

Ich weiz bî mir wol daz ein zage
unsanfte ein sinnic wîp bestât.
ich sach si, wæne ich, alle tage,
daz mich des iemer wunder hât
daz ich niht redete swaz ich wolte:
als ichs beginnen under wîlen solte,
sô swîget ich deich niht ensprach,
wan ich wol weste daz nie man
noch liep von ir geschach.

III.

Dô sprechens zît was wider diu wîp,
dô warp ich als ein ander man.
dô wart mir einiu als der lîp,
von der ich niuwan leit gewan.
dô wânde ich ie, si wolte ez wenden.
bæt ich si noch, ich kunde ez niht verenden.
nu hân ich mir ein leben genomen,
daz sol, ob got von himele wil,
mir baz ze staten komen.

IV.

Gewan ich ie deheinen muot
der hôhe stuont, den hân ich noch.
mîn leben dunket mich sô guot;
und ist ez niht, sô wæne ichs doch.
daz tuot mir wol: waz wil i's mêre?
ichn fürhte unrehten spot niht alze sêre
und kan wol lîden bœsen haz.
solt i's alsô die lenge pflegen,
in gertes niemer baz.

V.

Mîn herze ist swære zaller zît,
swenn ich der schœnen niht ensihe.

I 9. *so BCE*; in welhem lebenne er si *A* (*und MF.*). *Es kann dem Dichter aber nicht darauf ankommen, wie irgendein anderer lebt, sondern nur darauf, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, wie das Leben eines solchen Glücklichen beschaffen ist; vgl. auch schon Burdach S.* 198.

si mugen ez lâzen âne nît,
ob ich der wârheit in vergihe;
wan si mir wonet in mînem sinne
und ich die lieben âne mâze minne, 154, 10
nâher dan in dem herzen mîn.
sine mohte von ir güete mir
niht lange fremede sîn.

VI.

Mich gerou noch nie daz ich den m 154, 14
an ein sô schœne wîp verlie:
ez dunket mich ein guot gewin.
ir gruoz mich minneclîche enphie.
vil gerne ich ir des iemer lône.
si lebet mit zühten wunneclîchen schône.
der tugende si geniezen sol. 154, 20
mir geviel in mînen zîten nie
ein wîp sô rehte wol.

VII.

Got hât gezieret wol ir leben 154, 23
alsô daz michs genüegen wil,
und hât ze fröiden mir gegeben 154, 25
an einem wîbe liebes vil.
sol mir ir stæte komen ze guote,
daz gilte ich ir mit semelîchem muote,
und nîde nieman dur sîn heil,
wan ich ze wunsche danne hân 154, 30
der werlde mînen teil.

Herausgeber wie Erklärer fassen Str. V. VI und VII zu einem Liede zusammen, während sie I—IV in lauter Einzelstrophen auflösen. Ich folge der Anordnung in C[1]), die auch B für die Strophen I—IV (die drei letzten fehlen in ihr) bietet. Daß alle sieben Strophen ein geschlossenes Lied bilden, scheint mir die Betrachtung des Zusammenhanges zu erweisen; auch durch äußere Mittel hat Reimar ihre Einheit gekennzeichnet.

Das Lied preist die Kunst der Resignation. Früher hat der Dichter noch auf Erhörung gehofft: da war er unglücklich, als sie ihm stets versagt blieb. Jetzt hat er 'stilles Bescheiden' gelernt: er freut sich an dem, was ihm die Liebe bietet, ohne sich in ferne Wünsche zu verlieren. Vielleicht kommt ihm so die Erfüllung: dann wird er seinen Anteil an irdischem Glück haben.

Die Durchführung dieser Grundgedanken ist reich an beziehungsvollen Einzelheiten.

V 9. lange *C*, langer *A* (*und MF.*); *s. u.*

[1]) mit Übergehung der fälschlich hineingeratenen, abweichend gebauten Strophe 14 C (= MF. 152, 25).

I. Wie dem zu Sinn ist, dem Herzensglück[1]) zuteil wird, gesteht er nicht zu wissen. Er vermutet nur, daß solch ein Glücklicher von Freude erfüllt ist. Auch das weiß er nicht, wie er sich benimmt: ob er, wie er sollte, in seinem Glück auch beständig ist. Gebe Gott, daß er selbst noch kennen lerne, wie es ist, wenn man so lebt. II. Etwas anderes allerdings weiß er genau aus eigener Erfahrung (*Ich weiz bî mir wol* in Gegensatz zu: *ich weiz ez niht* und *och weste ich gerne* I 4 f.): daß es für einen Schüchternen nicht leicht ist, wenn er eine kluge Frau erobern will. Er hat sie wohl tagtäglich gesehen, so daß er sich fortwährend wundert, warum er seine Wünsche nicht aussprach. Aber wenn er es bisweilen unternehmen sollte, so schwieg er stumm, weil er wohl wußte, daß sie noch nie einen Mann beglückte (*daz nie man noch liep von ir geschach*: bewußter Gegensatz zu I 1 *dem herzecliche liep geschiht*). III. Einst freilich, als es an der Zeit war, gegenüber Frauen offen zu sprechen, da handelte er wie andere Männer. Aber da wurde ihm Eine lieb wie sein eigenes Leben, und von ihr hat er nur Leid erfahren (*leit* im Gegensatz zu *liep* I 2; II 9). Da glaubte er immer, sie würde diesem Leid noch abhelfen. Aber selbst wenn er sie noch immer bäte (anstatt vor ihr stets stumm zu sein II 5 ff.), wüßte er es nicht an dieses Ziel zu bringen. Nun aber hat er sich entschlossen, sein Leben so einzurichten, daß es ihm, so Gott will, zu besserem Erfolg verhelfen soll (*leben* wiederholt aus I 9; die Anrufung Gottes am Schlusse zeigt, daß der Wunsch des Dichters sich auf dasselbe Ziel richtet, das I 8 f., gleichfalls unter Anrufung Gottes, bezeichnet ist). IV. Von den glücklichen Stimmungen, die er je hatte (natürlich durch seine Liebe, denn die *minne* ist es ja, die vor allen Dingen *hôhen muot* gibt), läßt er sich noch immer nicht abbringen. Auf solche Weise (*sô* nachdrücklich zu betonen) dünkt ihn das Leben gut (*leben* wieder als Leitmotiv), und wenn es das nicht ist, so hält er es doch dafür (*sô wæne ichs doch* parallel im Ausdruck zu *als ich wol wæne* I 4). Das ist wohltätig für ihn (gegensätzlich zu dem *leit*, dessen Ende er früher stets fruchtlos erhoffte, III 4 ff.): und was kann er mehr wollen? Er fürchtet den ungerechtfertigten Spott (derer, die solches Liebesglück zu bescheiden finden) nicht übermässig und weiß niedrige Anfeindungen (derer, die ihn darob beneiden, weil sie Reales dahinter suchen) über sich ergehen zu lassen. Sollte es ihm beschieden sein, auf die Dauer so zu leben, er würde sich's nicht mehr besser verlangen (Gegensatz zu der früheren Zeit, wo seine Wünsche ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, III 5). In den folgenden Strophen entwickelt er nun alles, was er an Glück bereits besitzt und was die Zufriedenheit mit seiner Lage erklärt. V. Wenn er ihre Schönheit nicht sieht, dann ist sein Herz freilich bekümmert. Aber die Menschen brauchen ihn ob dieses der Wahrheit gemäßen Geständnisses nicht mit ihrem Neid zu verfolgen (indem sie daraus auf das Bestehen eines engen Verhältnisses schließen). Denn sie ist nur in seinen Gedanken bei ihm und er liebt sie freilich maßlos, aber innerlicher als bloß in seinem Herzen (d. i. eben in seinen Gedanken, in seinem *sinne*[2]); sie

---

[1]) auf *herzecliche* (im Herzen, nicht nur in Gedanken) liegt ganz besonderer Nachdruck; damit wird eines der Grundmotive des Ganzen angesponnen.

[2]) der *sin* oder *die gedanke* haben ja ihren Sitz im Herzen: *mîne sinne habt ir gewunnen wider in mîn herze* Parz. 580. 11; *sîn herze ist ganzes sinnes tach* Wig. 6345, s. Mhd. Wb. I 672[a]. Daher ist eine Liebe, die er in seinem *sinne* hegt, *näher dan in dem herzen sin*. — Solche Liebe braucht keinen Neid zu erregen, auch wenn sie *âne mâze* ist; denn sie ist ja nur platonisch.

konnte sich eben infolge ihrer Güte nicht lange von ihm fernhalten[1]). Das Verständnis dieser Strophe hängt daran, daß man den Gegensatz von *herze* und *sin* beachtet. Sein *herze* (Z. 1) ist freilich traurig, wenn er die Geliebte nicht sieht; aber er liebt sie noch innerlicher als in seinem *herzen* (Z. 7)[2]), nämlich in seinem *sinne*, in dem sie wohnt und lange heimisch ist (Z. 5. 9), wo er sie also immer bei sich hat. Darum kann sein *herze* allerdings *swære* sein, nie aber sein *sin* (s. IV 1 f. *Gewan ich ie deheinen muot Der hôhe stuont, den hân ich noch*). Und darum brauchen ihm die Menschen sein (doch nur platonisches) Glück nicht zu neiden. VI. Daß er seinen *sin* an eine so schöne Frau verloren hat, das hat ihn noch nie geschmerzt (während sein *herze* allerdings bisweilen *swære* ist, V 1 f.), sondern es erscheint ihm als ein schöner Gewinn (*ez dunket mich ein guot gewin*: in Wort und Gedanke übereinstimmend mit IV 3 *mîn leben dunket mich sô guot*). Sie hat ihn ja mit liebenswürdigen Worten aufgenommen: das verdient Dankbarkeit, die er ihr gerne zollt; und sie führt in ihrer Reinheit ein Leben voll Anmut und Würde: solche Vorzüge sollen ihr zugute kommen[3]). Zeit seines Lebens hat ihn nie eine Frau so ganz entzückt. VII. Gott hat die Art, wie sie lebt, so gesegnet, daß er damit zufrieden sein will[4]); er hat ihm in dieser Frau *vil liebes* geschenkt[5]) (in Gegensatz zu II 8 f. *daz nie man Noch liep von ir geschach*; das *vil* ist vorsichtig gewählt; denn *herzecliche* ist ihm noch kein *liep* zuteil geworden I 1 f.), woran er sich erfreuen kann (*ze fröiden*: auch das ist eine neugewonnene Einsicht, s. seine frühere Klage: *von der ich niuwan leit gewan*, III 4, und den Eingang, in dem er nur dem erfolgreichen Liebhaber Freude zuzusprechen scheint, *er sælic man, dâ fröit er sich*). Wenn aber ihre Festigkeit (die *stæte*, die sie bisher in ihrem reinen Leben bewährt hat) ihm noch einmal zum Heil werden soll (indem sie ihm gegenüber *stæte* ist), so wird er ihr das mit gleicher Gesinnung erwidern (damit greift Reimar auf I 6 f. zurück *ob er iht pflæge wunneclicher stæte*; schon dort hat er hinzugefügt: *diu sol im wesen von rehte bî*); dann braucht er niemanden sein Glück zu neiden, denn er hat dann seinen Teil an allem, was er sich auf dieser Welt nur wünschen kann. So schließt sich wieder der Kreis der Gedanken; denn die melancholische, von Neid nicht ganz freie Frage nach Stimmung und Treue des glücklich Liebenden, mit der das Gedicht anhob, hat dann ihre Antwort gefunden: er braucht nicht mehr bloß zu *wænen* und zu beneiden, er *weiz* aus eigener Erfahrung, weil auch ihm dann *herzecliche* (und nicht bloß in seinem *sinne*) *liep geschehen* sein wird.

[1]) Absichtlich spricht Reimar in dieser Strophe von seinem platonischen Verhältnis in Ausdrücken, die auch auf ein reales passen würden: *wonen* (aber *in sinem sinne* statt *im bî*); *âne mâze minnen* (aber nur im Geiste); sie konnte ihm nicht *fremede sin* ('fern bleiben', aber nur seelisch) *von ir güete* ('wegen ihrer Vortrefflichkeit', nicht etwa 'weil sie aus Güte sich ihm genähert hat'). — *langer* A ist unklar; man fragt sich: 'länger als was?'.

[2]) *herzecliche liep* ist ihm denn auch noch nicht zuteil geworden, I 2.

[3]) *mit zühten* (Z. 6) gibt die Begründung für ihre Unnahbarkeit gegenüber anderen und ihm selbst (*wan ich wol weste daz nie man Noch liep von ir geschach* II 8 f.; *von der ich niuwan leit gewan* III 4); nicht Härte, nur ihre Reinheit macht sie so zurückhaltend, eine *tugent* also (Z. 7), nicht ein Fehler; darum soll sie *der tugende geniezen*.

[4]) das etwas resignierte *genüegen* im Gegensatz zu seinem früheren weiter gehenden Begehren, II 28 f.; III 5.

[5]) er anerkennt damit, was ihm *got* schon jetzt *gegeben hât*, wenn er auch noch weitere Wünsche hegt: *got gebe* I 8 und *ob got von himele wil* III 8.

Der Plan des Ganzen liegt nun deutlich vor: Was Glück des Herzens ist, weiß ich nicht (I). Ich weiß aber, daß meine Schüchternheit mich im Werben gehindert hat (II). Das beständige Hoffen auf Erhörung hat mich bisher unglücklich gemacht. Jetzt will ich mein Leben anders und hoffentlich ersprießlicher einrichten (III). Alles, was mich froh gemacht hat, daran will ich festhalten; gibt das auch kein wahres Glück, so doch den Schein davon und damit einen erträglichen Zustand (IV). Ich kann über meine Art von Glück offen reden, ohne Neid zu besorgen; es besteht ja nur in meinen Gedanken (V). Ihre Vorzüge rechtfertigen es, wenn ich ihr meine Gedanken weihe (VI). Ich will mich genügen lassen und das Glück, das Gott mir verliehen, als solches empfinden. Wenn sie ihre *stæte* noch einst zu meinen Gunsten erzeigt, werde ich das mit gleicher *stæte* vergelten. Dann brauche ich keinen Menschen zu beneiden: alles, was ich überhaupt wünschen kann, ist dann erfüllt (VII).

Der feinen Art, wie die Gedanken ineinander verwebt sind, entspricht die äußere Verknüpfung der Strophen durch gleiche Reime.

Vor allem findet jede der sieben Waisen (Z. 8) in irgendeiner anderen Strophe ihre Entsprechung im Reime (teils in normalem, teils in grammatischem), und zwar stets im Aufgesang der betreffenden Strophe:

Waise	Entsprechung
noch I	noch : doch IV 2. 4
man II	man : gewan III 2. 4
wil III	wil : vil VII 2. 4
pflegen IV	leben : gegeben[1]) VII 1. 3
mir V	mich I 1
nie VI	verlie : enphie VI 2. 4
hân VII	hât II 4.

Aber auch sonst sind die Strophen durch das gleiche Mittel enge verknüpft:

geschiht I 2	geschach II 9
sî I 9	sin V 9
wolte II 5	wil VII 2
solte II 6	sol VI 7
muot : guot IV 1. 3	guote : muote VII 5. 6
sinne V 5	sin VI 1.

Besonders die beiden ersten und letzten Strophen hängen durch so zahlreiche Fäden mit anderen zusammen, daß jede nur ein Reimpaar aufweist, dem solche Entsprechung fehlt.

Über die enge Verknüpfung dieses Liedes mit 152, 25 durch das gleiche Reimmaterial s. o. zu letzterem (Nr. 12).

Nr. 30. 177, 10—39.

Die Antwort der Frau auf die Klage des Dichters scheint formal recht einfach gehalten, wie ja überhaupt Frauenlieder ihre Kunst in scheinbarer Kunstlosigkeit suchen: die Frau ergreift als Dilettantin das Wort.

So sind die ersten drei Strophen nur durch die Anrede *frowe* verknüpft, die zweimal an gleicher Stelle auftritt (I 5; II 5[2]), s. Schmidt S. 9), das dritte Mal an anderer (III 4);

[1]) also mit leichter Unreinheit.

[2]) die Inkonsequenz der Schreibung *vrowe—frowe* (ebenso *frô—vröide*) im Text wirkt in solchen Fällen störend.

entsprechend sind IV und V durch den Ausruf *owê* im Eingang der letzten Zeile verbunden (s. Schmidt a. a. O.).

Ungemein kunstvoll dagegen ist die Verbindung dieses Frauenliedes mit einem der vorhergehenden Lieder des Dichters, mit Nr. 25. Der drei Zitate, die es enthält, ist bereits oben S. 48 gedacht[1]). Viel feiner aber werden ihre Worte und die des getreuen Boten als ein Echo seiner eigenen dadurch charakterisiert, daß ihr Lied zum guten Teil aus den Reimen und Reimwörtern des seinigen aufgebaut ist[2]):

Reimars Geliebte	Reimar selbst
gesehen : jehen I 2. 4	gesehen : geschehen IV 2. 4; geschehen V 8
frô : hô I 5. 6	frô : alsô III 1. 3
wol : sol II 2. 4	sol : wol I 1. 3
niht : geschiht II 5. 6	niht : geschiht II 7. 9
liet : schiet III 2. 4	geschiet : liet VII 7. 9
mê : wê V 2. 4	wê : mê V 2. 4
bin : in V 5. 6	bin : sin II 2. 4; bin : hin III 2. 4.

Alle Strophen ihres Liedes nehmen also Reime aus dem seinigen, außer Str. IV, die aber dafür an ihrem Schlusse mit jenem durch *owê* verknüpft ist (s. IV 8; V 1). Alle Strophen ihres Liedes enthalten diese Reime in Vers 2 und 4, natürlich wieder mit Ausnahme von Str. IV; aber da erscheint *ime : nime* und diese beiden Formen stehen in grammatischem Reim zu ihrer Umgebung (*in* V 6; *vernomen* III 5). Alle Strophen ihres Liedes endlich sind in Zeile 1. 3 von Responsionsreimen frei geblieben.

Was sein Lied betrifft, so haben alle Strophen außer der sechsten zu den Reimen des Frauenliedes beigetragen: ein letzter Beweis, daß sie alle zu ein und demselben Liede gehören.

In der vierten Strophe gesteht die Frau ein, daß sein Gesang ihre *sælde* bedeutet und bereitet damit die von ihm verlangte Aufforderung, er möge wieder singen, vor. Zugleich sollen wir daraus, wie beim Kürnberger, die mächtige Wirkung seines Dichtens erkennen.

Die Meinung des Schlusses ist: 'meine *stæte* wäre ein Verhängnis, wenn ich mich entschlösse, ihn zu lieben; denn wenn er mich dann verließe, ich könnte doch nicht von ihm lassen'.

Nr. 31. 189, 5—190, 2.

I 4 kann der Text unmöglich in Ordnung sein: Synkope der Senkung und der unreine Reim *dinge* (: *singen*)[3]) sind zuviel für einen Vers. Ich möchte zu Lachmanns durch e gestützte Lesung *von alsô fremeden dingen* zurückkehren: 'was nützt ein so erlogenes Lied, daß ich mich auf Grund eines Erfolges, der mir versagt geblieben ist, berühmte?' Nur so paßt auch die Fortsetzung: *daz wil ich den hôhgemuoten lân: den dâ wol geschiht, die nemen sich des an.* Denn der Dichter kann den glücklich Liebenden doch nur das *rüemen* überlassen, nicht aber das *rüemen alsô fremeder dinge*: ihnen sind sie ja nicht *fremede.*

[1]) dazu vgl. noch *sîn herze stât . . . hô* I 6 mit *ouch stât mîn herze . . . alsô* in seinem Liede III 3.

[2]) ein analoges Verhältnis besteht zwischen dem Frauenlied 178, 1 (Nr. 22) und seinem Liede 160, 6 (Nr. 23), s. o. zu letzterem.

[3]) Vogts Hinweis auf 190, 38 *wol : doln* trifft ein unechtes Lied, in dem doch wohl der Infinitiv nasellos gebraucht ist.

III 1 f. *Ich bin niht tump mit alsô wîsem willen, Daz ich si sô reine noch sô stæte minne*[1]): 'daß ich sie, die so rein ist[2]), noch immer (trotz ihrer Härte) so beständig (*stæte* 190, 2) liebe'. 'Nur sind die, die in der Liebe nur Freude, kein Leid erfahren (*geschiht*), sehr leicht zufrieden zu stellen (das sind eben die *hôhgemuoten, den dâ wol geschiht*, und die sich daher rühmen können, daß ihnen *wol gelungen* sei I), während ich, den die Geliebte nicht zufriedenstellen will, viele Freuden entbehren muß (und daher nicht sagen kann, *daz mir wol gelungen wære* I). Aber trotzdem will ich alle Frauen preisen, da die Eine mich im Geiste so oft erfreut.' Reimar nimmt also zurück, daß er *tump* (I) sei, sie zu lieben; er nimmt zurück, daß sie ihm jede *fröide* genommen habe (I); und er nimmt schließlich in der nächsten Strophe auch seine *sorge* (*des man ze lange beitet, daz enkumet niht wol ze guote* II), die er mit dem *zuîvel* (*daz ich lônes bîte in alsô langer mâze* IV) noch einmal aufnimmt, zurück: denn so würde ihm widerfahren, was nie bisher einem Menschen widerfahren ist. Nein, gerade seine *stæte*, die er früher als Zeichen seiner *tumpheit* genannt hat (I), ist in Wahrheit ein *wîser wille* (III): sie ist es, die ihn *genâden wert* machen wird[3]).

Strophenbindung[4]):

singen : dingen I 2. 4	singe : geringe II 1. 3; gedinget : ringet IV 7. 9
lân I 5	lâze IV 4
willen III 1	wil III 6.

Nr. 32. 195, 10—36.

Die Strophen sind ein bloßes *klagen*, kein eigentliches *liet*, s. 195, 32 ff. Das ist wohl der Grund, warum Reimar an sie wenig formale Kunst gewendet hat: Str. I und III sind durch grammatischen Reim verbunden (*klagent—klagen*), und die Eingangszeile von Str. II hängt mit dem Schluß von Str. I durch die Wiederholung des Wortes *ein wîp* zusammen.

Nr. 33. 186, 19—187, 30.

Die Verknüpfung der fünf Strophen durch gleiche Reime und Reimwörter ist folgende[5]):

solde I 3	sol V 5
sêre : êre I 8. 10	mêre : bekêre II 8. 10
hôchgemüete : behüete II 3. 6	güete : müete III 3. 6
sprach : gesach III 1. 4	gesach : sprach IV 2. 5
gesehen V 1	s. gesach III 4; IV 2.

Dazu kommt teilweise die Behandlung der Waisen in Zeile 7. 9: I 9 *haz* ist vielleicht angereimt an 1. 4 *was : genas*; II 9 *man* reimt als Korn mit V 9 *kan* und verbindet dadurch diese Strophen; III 7 *niet* (l. *niht*) kehrt in IV 7 wieder[6]) und verknüpft so die Strophen; III 9 *bite* ist angereimt[7]) an 2. 5 *vermite : site*; IV 9 und V 7 sind echte Waisen.

[1]) ähnlich schon Burdach S. 227, aber mit gezwungener Interpretation der folgenden Zeilen; durch *als jene*, wie in MF. ergänzt ist, kommt ein Widersinn heraus.

[2]) s. *diu vil reine guote* 190, 3; *ein wîp mit alsô reinen siten* 179, 17.

[3]) ein Widerspruch zwischen IV 1 f. und IV 7 besteht nicht: die Hoffnung auf ihre Huld hat er wohl stets gehabt, aber bisweilen auch den Zweifel, ob die Geliebte nicht allzulange zögert, sie zu gewähren. Burdachs Bedenken und seine Änderung (S. 227) scheinen mir also überflüssig; vgl. schon Vogt, mit dessen übriger Interpretation sich einiges von meinen Ausführungen deckt.

[4]) über den Strophenbau Plenio Beitr. 43, 62. [5]) einiges bereits bei Giske S. 223.

[6]) mit weitergehendem Anklang, auch in der vorhergehenden Zeile, s. Schmidt S. 63.

[7]) über andere Fälle der Anreimung s. o. S. 18 Anm. 1.

Nr. 34. 187, 31—189, 4.

Der Dichter, der die Aufforderung der Geliebten, wieder zu singen (Nr. 33), erhalten hat (*ir gruoz mich vie, diu mir gebôt . . . niuwen kumber tragen* I 5), tut dies in einem Liede, in dem er all sein Können an den Tag legt: es ist eben das *liet*, auf das er solange warten ließ.

So ist der Eingangsstrophe besonderer Schmuck verliehen durch das schon längst bemerkte Durchreimen einiger Zeilen:

Nu muoz ich ie : Ir gruoz mich vie I 1. 5
Mit sange niuwen : vil lange niuwen I 2. 6.

In Str. III und IV setzt sich das in leichterer (daher auch noch von Plenio Beitr. 42, 472 Anm. übersehener) Form fort:

Die mich dâ : Die sich dâ III 2. 6
Sît ich : Sît ich IV 3. 7.

Ebenso ist der Verknüpfung der Strophen durch gleiche Reime und Reimwörter ganz besondere Sorgfalt zugewendet[1]):

nôt : gebôt I 1. 5	nôt : gebôt II 2. 6
klagen : tragen I 2. 6	klage : trage II 9. 10; gesagen : klagen III 1. 5
lît : nît I 3. 7	zît : strît III 2. 6; zît : strît IV 1. 5; *vgl.* lige IV 7
mac : tac I 4. 8	mac : tac IV 4. 8
ergân : hân I 9. 10	gân : getân IV 2. 6; *vgl.* gât II 5
geschehen : gesehen I 11. 13	jehen : geschehen II 4. 8
sîn '*esse*' : mîn II 3. 7	sîn '*esse*' : mîn III 9. 10; schîn : mîn : sîn '*esse*' IV 9. 10. 12.

Wie man sieht, sind sogar die Reimwörter meist dieselben. Ohne Echo bleiben nur die Waisen, außer in der Schlußstrophe, die durch Anreimung der Waise besonders ausgezeichnet wird[2]). Sonst hat die erste Strophe lauter Responsionsreime, die zweite bringt von isolierten Wörtern nur *hât* 1 und *wê* : *mê* 11. 13; die dritte *lebe* : *gebe* 3. 7, *muot* : *guot* 4. 8 und *sol* : *wol*, wieder 11. 13; die letzte *pflige* 3 und *sanc* : *gedanc*, wiederum 11. 13. Auch das Bestreben, die Responsionen auf verschiedene Stellen der Strophen zu verteilen, ist deutlich: nur *mac* : *tac* und *sîn* : *mîn* treten in denselben Versen (4. 8 bzw. 9. 10) auf. Man sieht, das Kunstprinzip, mit möglichst geringen Mitteln zu arbeiten, ist hier in fast idealer Weise verwirklicht.

Schon diese formale unlösbare Verbindung der Str. IV mit den übrigen macht jeden Gedanken an ihre Abtrennung[3]) unmöglich.

Nicht minder der folgerichtige Ablauf der Gedanken und Empfindungen. I. Jetzt (d. i. nach Empfang ihrer Aufforderung, 187, 9. 27) muß ich meine alte Liebesnot ('alt' ist sie wirklich : schon Nr. 18 hatte er vom *langen süezen kumber* gesprochen) mit erneutem Gesange klagen, denn sie liegt mir so tief im Herzen, daß ich immer an sie denken muß. Ihre Botschaft hat mich erreicht, die mich auf lange Zeit[4]) neuen Kummer tragen

---

[1]) bei Giske S. 331 ganz unvollständig; mehr bei Plenio Beitr. 39, 299 Anm.

[2]) s. o. S. 18 Anm. 1; durch diese Parallelen erledigt sich Haupts Vorschlag, durch Einsetzung von *wesen* statt *sîn* den Reim wegzuschaffen; ebenso fällt damit ein Grund für die Absonderung der Str. IV weg.

[3]) wie sie in MF. vorgenommen, von Schmidt (S. 65 f.) vertreten wurde. Burdach (S. 226) hat die Responsion *heiles tac* I 8 und IV 8 beobachtet, nimmt aber eine ganz verwickelte Vorgeschichte an, die sich gleichfalls durch die oben dargelegten Responsionen als unhaltbar erweist. Nur Giske betrachtet Str. IV als zu den anderen zugehörig, S. 331.

[4]) *lange* hat Burdach richtig vermutet; aber es ist wohl Adverb zu *tragen* (nicht zu *niuwen*).

hieß (weil sie ihm die Hoffnung auf ihre Minne nimmt, s. 187, 7 f. 14 ff. 25 ff.). Wenn sie den Neid der Falschen durchschaute[1]), so hätte sie mir wohl, anders als so, den Tag des Glückes geschenkt. Wenn ich bei ihr glücklich ans Ziel gelange, solange mein Herz noch zu wünschen vermag, dann werden wir beide glücklich sein. Aber wenn sie mich je froh sehen will, so ist jeder Augenblick, den sie es hinausschiebt, ein Unglück (Reinmar sagt damit, daß er nicht mehr lange *muot von herzen hân* wird, s. 158, 22: die lange Trauer hat sein Herz fast stumpf gemacht). II. Denn mein Leib duldet durch das Leid meines Herzens so kummervolle Not, daß sie nicht mehr größer sein könnte: das bezeugen alle meine Sinne. Die aber, denen die Liebe nicht ins Herz greift und nie als Gebieterin erschienen ist, die reden freilich über meinen Kummer, was mir denn so Schlimmes widerfahren sei, daß ich so trauervoll klage. Wenn sie aber nur zu tragen hätten, was ich da trage, mein Unglück würde sie so schmerzen, daß es sie quälte und sie mir hernach wohl für immer Glauben schenken würden. III. Ich kann es ihnen allen, die mich da unaufhörlich fragen, warum ich so sehr traurig und ohne Sinn für Freude (*muot* ist wie I 10 der Sinn für etwas, die Fähigkeit des Verlangens, *muotens*) dahinlebe, nicht sagen. Denn sie, die es jetzt bestreiten, würden mir dann helfen es zu beklagen (während ihm jetzt nur seine *sinne helfent* II 4): wenn aber auch sie noch mit solchem Leide bedacht würden (s. *muote* II 12), so nützt das nichts und dünkt mich verkehrt. Darum soll es ihnen vorenthalten bleiben[2]): das rät mir mein Herz; ich muß es ihnen verschweigen. Denn wer weibliche Ehre (*êre* wie 186, 28; 195, 27) zu schützen gewillt ist, der muß sich beherrschen können. IV. Aber auch die Sommerzeit soll mir nicht mehr ans Herz rühren, da ich von solchem Leid erfüllt bin, daß ich die Liebe ein Trauern nennen könnte. Denn was könnte mir denn sein, des Sommers Kampf, den er mit der Trauer (des Winters) bestanden hat, frommen (*hulfe* wie *hulfen* III 5), da ich in solchen Fesseln[3]) liege? Ach, wann wird mir der Tag des Glücks erscheinen? Mir kann fürwahr nicht der Glanz der Blumen helfen gegen meinen Kummer, noch auch der Sang der Vögel. Für mich muß beständiger Winter sein: so ganz und gar bedrückt sind all meine Gedanken.

Die Stimmung des Ganzen ist also durchaus einheitlich: *nôt, leit, kumber, riuwe, schade, trûric, sorge, swære* geben den Grundton. Als Quell dieses Leides wird überall das *herze* genannt: mit gutem Grunde, denn da die Trauer so im Innersten sitzt, so können weder Menschen (II. III.) noch der Sommer (IV) ihm mehr helfen. Früher, da hatte er vom Sommer noch frohe Hoffensstimmung empfangen und auf den Verkehr mit der Welt geachtet (165, 1 f. und 164, 37 f.): jetzt weiß er, daß das eine nicht *gehelfen mac* (IV 10) und das andere nicht *frumet* (III 8)[4]). Darum darf die Geliebte nicht mehr lange zögern, ihm zu helfen, will sie ihn noch froh sehen: denn bald wird sein Herz zu matt sein, überhaupt noch zu wünschen.

[1]) *der valschen nît* äußerte sich wohl darin, daß sie die Echtheit seiner Trauer vor ihr in Zweifel zogen, s. 165, 19—21; vgl. oben Str. II 11—13.

[2]) *under-zeigen* 'zeigen, erklären' Lexer. Aber der Sinn fordert das Gegenteil, s. Zeile 11 *ich bin der siz verswigen sol*; l. also *un-erzeiget*. Die gemeinsame Quelle AC, aus der unsere Handschriften das Lied bezogen, meinte das wohl auch: *der-* für *er-* s. Braune Beitr. 24, 193 ff.

[3]) d. i. wenn der Sommer auch die Fesseln des Eises gesprengt hat, meine Fesseln bleiben doch unversehrt. [4]) so erweisen die Lieder Nr. 34 und Nr. 25 gegenseitig ihre Einheitlichkeit.

Der Kreis der Empfindungen schließt sich mit den Worten: *ez muoz mir stæte winter sîn: Sô rehte swære ist mîn gedane*: s. den Eingang *Nu muoz ich ie mîn alten nôt . . . klagen.*

Nr. 35. 170, 36—171, 31.

In der vorletzten Zeile der Str. IV möchte ich lesen: *volende ich eines sende nôt*: *aine* b, *eine* C, *mîne* in MF. Damit wird der Gedanke deutlicher, der dem Dichter auf alle Fälle vorgeschwebt haben muß: 'wenn ich einst am Ende meiner Liebesnot bin, dann wird mir die Geliebte, wenn ichs verhindern kann, weder Freude noch Schmerz bereiten, d. h. dann werde ich tot sein': nur der Tod kann ihn von seinem Kummer erlösen.

Die letzte Strophe wollte Burdach S. 214 f. vor die vierte stellen. Aber der Übergang von den vorhergehenden Strophen auf V scheint mir in der überlieferten Folge sehr gut: schon in den beiden ersten Strophen hatte Reimar deutlich gesagt, daß ihm in seiner Stimmung der Gedanke an *übel reden* und *missereden* nahe läge, in der dritten charakterisiert er die wunderlichen Stimmungswechsel der Frauen und hebt hervor, daß das, was sonst bei ihnen helfe, ihm keinen Lohn gebracht habe. Die vierte Strophe betont das Mißverhältnis, das zwischen seiner geringen Schuld und ihrer spröden Haltung besteht, und spricht die Besorgnis aus, daß er erst mit dem Tode ein Ende seines Kummers finden werde. An all das schließt sich ganz ungezwungen der Widerruf an[1]): sie trifft an alledem keine Schuld, denn er liebt sie ja gegen ihren Willen. Das Verhängnis ist einzig und allein seine Beständigkeit.

Die Strophenbindung zeigt folgendes Bild:

hât I 3	hân III 5
nôt I 6	nôt IV 6
unstætekeit : arebeit II 2. 4	leit : stætekeit V 5. 7
versagent : tragent III 2. 4	klage : trage V 1. 3.

Wie man sieht, entfallen diese Reime auf sämtliche Zeilen der Strophe, von der ersten Zeile bis zur letzten.

C. Unechtes im Text von Minnesangs Frühling.

36, 5—22.

In C Dietmar von Eist zugeschrieben, in B Reimar. Burdach S. 186: '. . . wenn sich freilich auch nicht wird erweisen lassen, daß diese drei Strophen [die beiden vorliegenden und 36, 23] Reinmar gehören, so wird man doch unbedenklich, wenn unter den von den Handschriften angeführten Namen . . . die Wahl gestellt ist, Reinmar wählen'. Plenio (Beitr. 43. 90) stimmt bei. Vogt hat jedoch in der Anmerkung bereits auf starke Beziehungen zu Liedern 'Dietmars', die in der Umgebung unserer Strophen stehen, hingewiesen. Gegen Reimar scheint mir zu sprechen: die ungeschickte, schwerfällige Aus-

[1]) während bei Burdachs Anordnung ein Hin und Her der Gedanken stattfindet: nachdem er sie von jeder Schuld freigesprochen (V), folgt der Hinweis auf übermäßig strenge Behandlung (IV), und damit eine Fortsetzung der früheren Anklagen (I—III).

drucksweise in der ersten Hälfte der zweiten Strophe; die Wendung *des biute ich mîne sicherheit* (die gerade bei 'Eist' ihre Parallele hat, s. Vogt), die Verbindung *senedez ungemach* (bei Reimar nur *s. sorge, s. nôt*), vor allem aber die Substantivierung *die wolgetânen*: Reimar, der dieses Wort überhaupt nicht gebraucht[1]), kennt nur *diu schœne* 152, 24[g]; 154, 6; *diu guote* 152, 24[h]; 160, 38; 162, 5; 164, 26; 189, 14. 28; 195, 11: *diu vil reine guote* 190, 3; *diu liebe* 154, 10; dagegen beruht *der werden* 152, 24[a] bloß auf einer Konjektur, die kaum richtig ist, s. S. 14. — Anderes bei Romain Beitr. 37, 385 ff. 409 ff.

Für ein Lied aus Reimars Anfängen ist das Ganze (außer dem Eingang) zu glatt gedrechselt, für ein Lied aus seiner späteren Zeit zu physiognomielos[2]).

36, 23—33.

Was zum vorhergehenden Lied bemerkt ist, gilt auch von dieser Strophe; s. auch wieder Vogts und Romains Nachweise. Die personifizierten Abstrakta: *sist leides ende und liebes trôst und allen fröide ein wünne* sind ganz und gar nicht in der Art Reimars.

103, 35—106, 23.

Über die geteilten Meinungen der Gelehrten unterrichtet Vogts Anmerkung S. 370; seither hat sich noch Plenio Beitr. 43, 90 für Reimars Autorschaft erklärt[3]).

Es ist noch nicht erkannt, daß alle elf, meist recht zusammenhanglosen Strophen durch ein Prinzip zusammengehalten werden: sie sind möglichst aus demselben Reimmaterial aufgebaut. Dies ergibt sich aus folgender Übersicht:

tuot : muot I 1. 3	behuot : guot III 2. 4; guot : tuot VI 1. 3; gemuot : guot VII 7. 9; muot : tuot VIII 5. 6
enkan : stân I 2. 4	kan : man II 5. 6; gewan : man XI 5. 6[4])
getân III 8	lân : undertân : lân VI 2. 4. 8; gân VIII 8; getân : wân IX 1. 3[4])
vart I 6	widervert IV 7
vil : enwil I 7. 9	wil : vil IV 2. 4
sî : frî II 2. 4	sî VII 8
sint II 7	sî(n) II 2; VII 8; V 3; IX 9
giht II 8	niht : siht V 7. 9
nimet III 6	(un)vernomen IV 8; X 6
geschehe : sehe III 7. 9	jehen : geschehen V 5. 6; geschehen : sehen IX 5. 6
hât : stât IV 1. 3	hât : rât VI 7. 9; stât : hât VIII 2. 4; missegât IX 8
sage IV 6	sagen VIII 7
vernomen IV 8	komen : unvernomen X 5. 6
mîn : sîn V 1. 3	mîn : sîn IX 7. 9
wîp : lîp VI 5. 6	lîp : wîp X 7. 9; XI 1. 3
hie : lie VII 2. 4	hie : ie VIII 1. 3
stuont IX 2	stân I 4; stât IV 3; VIII 2

[1]) denn 203, 22 ist nicht von ihm.

[2]) Reimars Verse liegen dem Verfasser aber mehrfach in den Ohren, meist die charakteristischen Reimschlüsse: *werden rât* I 6 = 168, 21; *lange frömede sîn* I 7 = 154, 12; *daz tuot ime wê* I 8; s. *daz tuot mir . . . wê* 174, 29; *daz ist diu meiste sorge mîn* I 8, s. *dâ bî sô ist diu sorge mîn* 189, 21; *alsô trûric wart ich nie* II 7 s. *alse rehte unfrô enwart ich nie* Pseudo-Reimar 185, 20.

[3]) Erläuterung einzelner Stellen bei Schönbach WSB. 141, 95 f.

[4]) inwiefern man die *-ân* und die *-ân* als gleichen Ausgang betrachten darf, bleibt unsicher.

tuont IX 4	tuot I 1; VI 3; VIII 6
habe XI 8	hât IV 1; VI 7; VIII 4.

Unter 99 Ausgängen bleiben somit nur 26 isoliert: alle anderen kehren, zum Teil mehrfach, wieder oder werden in grammatischem Reim variiert.

Nun kennt ja auch Reimar diese Art der Reimwiderholungen. Während sie aber bei ihm nur Mittel zum Zweck sind und überall der höheren Idee dienen, die durch den Inhalt zusammengehörenden Strophen auch noch äußerlich aneinander zu schmieden, ist hier diese Reimkunst ohne jeden inneren Sinn angebracht: eine Reimjagd, nur um der Jagd willen.

Dabei erinnert die Art der verwendeten Reime auffallend an die im unmittelbar vorhergehenden Lied (103. 3—34), in dem sich folgende Wiederholungen finden:

sîn : mîn I 2. 4	mîn : sîn III 6. 8
rât : begât II 1. 3	stât : rât IV 1. 3
zît : strît II 5. 7	wîp : lît III 2. 4
hân : lân II 6. 8	hân : kan IV 5. 7.

Hier kehrt also auch der Reim *-an* : *-ân* wieder, der bei Reimar nur ein einziges Mal vorkommt, Nr. 31 (189, 9 f.)[1]).

Auch die reichliche Verwendung hergebrachter Ausdrücke teilt unser Lied mit dem vorhergehenden[2]): man sehe die folgende Liste:

103, 35	103, 3
valsch II 8; III 2; IV 3	I 8; II 4
guot III 4; IV 5; V 5; VI 1; VII 4. 9; IX 3	güete I 7; guot II 8; IV 2. 6; ze guote III 2; IV 5
grôz V 8; X 2; XI 2	II 6.

So dilettantisch eintönig ist Reimars Sprache nicht!

Gegen Reimars Gebrauch verstößt *sêre trasten* VI 6: bei R. tritt *sêre*, entsprechend dem älteren Gebrauch (Kip Steigerungsadverbia S. 51 ff.) nie zu Verben, die etwas Angenehmes bezeichnen[3]). Ebensowenig kennt er das veraltende *doch* (Haupt zu Erec 942) als Konjunktion, III 7.

Ich halte also den Verfasser unseres und des vorhergehenden Liedes für identisch: daß es nicht Reimar ist, zeigt außer allem anderen dann auch der Reim *wîp* : *lît* 103, 20. 22, der bei diesem unerhört ist[4]). Daß er aber bei Reimar in die Schule gegangen ist, lehren die dankenswerten Parallelen, die Paul S. 527 f. mitgeteilt hat.

109, 9—110, 25.

Auch dieses Gedicht macht den Eindruck, daß die äußerliche Technik im Vordergrunde des Interesses steht, während die Kunst, einen klaren Gedankengang zu entwickeln und ihn in durchsichtiger Sprache wiederzugeben, fehlt. Deshalb haben auch mehrere Stellen ganz verschiedene Auslegungen erfahren. Durch die Erkenntnis, daß alle Strophen

[1]) s. Paul S. 511.

[2]) s. auch die ungeschickte Verwendung von *erwern* 104, 32 und 103, 7.

[3]) *engelten* 157, 13; *sich ergeben* 161, 5; *wüeten* 162, 30; *drönn* 172, 6; *müejen* 187, 7; *wundern* 197, 22. Dazu aus unechten Liedern: *wundern* 180, 29; *trûren* 193, 23; *sinnen* 194, 5; *müejen* 199, 33; *vallen* 204, 10.

[4]) denn *lîp* : *gît* 182, 18 f. steht in einem unechten Lied (Schmidt S. 58).

zusammengehören, läßt sich über manches Klarheit gewinnen, indem man das, was der Verfasser an seinem Orte nicht deutlich zu machen verstanden hat, aus anderen Stellen erhellen kann.

Die Zusammengehörigkeit der Strophen ergibt sich aus der Reimbindung:

getân : wân : hân I 7. 8. 9	man : hân[1]) : began III 7. 8. 9; hân : ergân V 2. 4
niht : geschiht : gesiht II 7. 8. 9	niht : siht III 1. 3
wol : sol IV 1. 3	sol : wol V 1. 3; wol : sol VI 1. 3
bî : sî : frî V 7. 8. 9	bî : sî : frî VI 7. 8. 9[2]).

Wie man sieht, fallen die Entsprechungen sogar überwiegend auf dieselben Verszeilen.

Der Gedankengang ist folgender: der Dichter war in seiner *besten fröide* (das kann nur meinen: in der angesichts seiner Liebesnot bestmöglichen Freudenstimmung) dagesessen und hatte nachgedacht, wie er den Sommer über sein Leben einrichten solle. Da riet ihm seine Vernunft, die Sorgen[3]) wegen dessen, worauf er sich doch keine gegründete Hoffnung machen kann[4]), fahren zu lassen und immer frohgemut zu sein. Das hätte er seither auch gerne getan, aber er ist abgezogen durch eine freundliche Hoffnung, die leider noch immer keine Erfüllung gefunden hat. II. Wenn er von diesem Sommer doch nur zwei Tage und eine ganze Nacht hätte, mit ihr ohne die Mißgunst der Menschen nach seinem Willen, wie er es gedacht hatte, zu sprechen, ohne daß ihn jemand davon abhielte, wie wenig wollte er dann trauern (während ihn só die Unerfülltheit seiner Hoffnung, s. *unverendet* I, verhindert *hôhes muotes*, I, zu sein). Aber er will es nicht unversucht lassen, will ihr immer dienen und gelobt, für immer froh zu sein, sowie es Wahrheit wird (das ungestörte Beisammensein mit ihr). III. Feindselige Haltung (s. *nît*, II) von Seite der Menschen schmerzt ihn nicht, wenn nur sie allein ihn gerne sieht: denn was braucht er dann sonst gute Behandlung? Wenn er von jemanden ungnädig behandelt wird, so kann sie allein ihn dafür wohl schadlos halten, und wenn er noch só begnadet wird, daß das Leid, das er von ihr trägt, ein Ende findet (*verendet* wie der *wân*, den er *noch leider unverendet* hat, I), dann wird er froh sein, es je begonnen zu haben (während er jetzt nicht *hôhes muotes* ist, I, *trûret* und *unfrô* ist, II). IV. Obwohl ihm nichts anderes zuteil wurde, hat er doch in Hinblick auf die bloße Hoffnung (*wân* wie *lieber wân* I 8) oft schön gesungen und lobt es trotzdem, da er es nun einmal muß (d. h. da er nicht anders kann?), wenn treffliche Frauen das Richtige tun. Das bringt er seinen Freunden zur Ehre dar und will ihnen immer die Freude mehren (die Syntax ist schlecht, der Sinn durch das Streben, diskret zu sein, ganz verdunkelt; aber unter den *friunden* und den *guoten wîben* ist offenbar in erster Linie an die Geliebte zu denken, die in ihrer Antwort ausdrücklich sagt: *Dem ich alsolher êren sol getrûwen*. Gemeint ist also wohl: trotzdem sie ihm bloß den *wân* läßt, worüber er unfroh ist, will er doch fortfahren, ihr Tun zu loben und sie mit seinem Gesang froh machen). Wenn es nur auf ihn allein ankäme, so wäre leicht geholfen; das heißt: ér für sich könnte auf das Singen schon verzichten, er singt nicht sich selbst *zêren*: aber wessen Sinn wie der seinige auf die Menschen — damit

[1]) *hân* CE hat Paul S. 535 mit Recht gegen *gewan* B bevorzugt: wenn dem Verfasser *-ân* und *-ăn* nicht gleich wären, hätte Str. 1 allein keine Bindung.

[2]) dies hat schon Schmidt S. 8 bemerkt. — Im Text sollte die Schreibung *vri-frî* ausgeglichen werden.

[3]) *sorge* A wird durch *sorgen* VI 4 gestützt.

[4]) so Paul; mit Recht, wie sich aus dem Zusammenhang, namentlich aus der letzten Strophe ergibt; anders Burdach S. 225. Aber die Ausdrucksweise ist unleugbar ungeschickt.

meint er vor allem wieder die Geliebte — gerichtet ist, der hat gar manche Veranlassung, um die *êre* Sorge zu tragen (*sorge* wie I 5 und VI 4; der Sinn ist wohl: wenn er wünscht, der *sorgen* I 5 ledig zu sein, so geschieht es nicht, um zu seiner eigenen *êre* froh singen zu können, sondern um andere, vor allem sie, zu *êren*). V. Darauf antwortet die Geliebte: Den Mann, dem ich all die Ehre, die ich bisher mir bewahrt habe, anvertrauen soll, den muß ich zuvor genau kennen lernen (*êre* vermittelt den Übergang von Str. IV auf unsere: rein äußerlich, da ja die Bedeutung eine andere ist; aber gerade dadurch sehr charakteristisch für diesen Poeten). Sein Wunsch (*wille* greift auf *nâch mînem willen* II 4 zurück) kann sich nicht so ohne weiteres erfüllen. Wenn er will, daß ich ihn liebe, so tue er mit allen Kräften das Beste und hüte sich vor Untreue, denn sonst ließe ich ihn frei[1]). VI. Nunmehr, nach dieser Botschaft, ist die *fröide ân alle swære*, die der Dichter bisher nur ersehnt hat (*in mîner besten fröide* I 1, *sorge*, *hôhes muotes* I; *getrûren*, *unfrô* II; *leit*, *frœuwet mich* III; *fröide*, *sorge* IV), ihm wirklich zuteil geworden: es ist eine Botschaft, infolge deren er sich *gerne trœsten sol* (während er früher gesagt hatte *des ich enkeinen trôst mir kan gegeben*, I 4), und so ist ihm *der muot von grôzen sorgen komen* (während er früher vergeblich darüber nachdenkt, wie er *die sorge gar verbære* I 5, und von seinen *manegen sorgen* spricht IV 9). Denn wenn die Beständigkeit Lohn bringt, so wird er es daran nicht fehlen lassen . . . .

Der Eingang des Gedichtes ist bei aller Ungeschicklichkeit durch seine Bildhaftigkeit eindrucksvoll. Stammt sie wirklich von diesem Dichter? Ich glaube, nein. Heinzel hat (Kl. Schr. 338 f.) auf die Ähnlichkeit mit Walthers berühmtem Spruch 8, 4 hingewiesen:

In mîner besten fröide ich saz
und dâhte wiech den sumer wolte leben.

dô rieten mîne sinne daz
des ich enkeinen trôst mir kan gegeben.

Ich saz ûf eime steine
dô dâhte ich mir vil ange
wie man zer welte solte leben
deheinen rât kond ich (mir *BC*) gegeben.

Ebenso scheint mir der Eingang der folgenden Strophe nicht selbständig zu sein; man vergleiche dazu Morungen 126, 18 ff.:

Het ich von dirre sumerzît
doch zwêne tage und eine guote naht
mit ir ze redenne âne nît.

hei wan solt ich ir noch sô gewaltec sîn
daz si mir mit triuwen wêre bî
ganzer tage trî und eteslîche naht!

Auch hier ist die Nachahmung auf Seite unseres Autors, denn die Dreizahl bei Morungen hat einen tieferen juristischen Sinn (Schönbach Beitr. zur Erklärg. altd. Dichtwerke I S. 116 f.), der der Frist in unserem Liede fehlt[2]).

Nimmt man zu alledem den Reim *-ân* : *-ân* sowie besonders *naht* : *gedâht* II 2. 4, den Infinitiv *diene* II 8 (denn an *dienn* ist doch wohl kaum mit Paul und Burdach zu denken), und die Verwendung gewisser Wörter wie *guot* (II 2; III 4; IV 4), *eigen* (V 9), *grôz* (VI 4), *valsch* (VI 8) sowie die Bezeichnung der Geliebten als *diu schœne* (VI 8), alles mehr in der Art des Verfassers von 103, 3 und 103, 35 als in der Reimars, so wird man sich kaum entschliessen, die Strophen[3]) weiterhin dem letzteren zuzuschreiben.

---

[1]) Schönbachs juristische Deutung (WSB. 141, 97) preßt die harmlose Minneterminologie allzusehr.

[2]) Zu *tuo . . . daz beste* V 6 f. vgl. 105, 29 *daz er daz beste gerne tuot* sowie 203, 1 (Pseudo-Reimar) *der daz beste gerne tuot*; aber auch Hausen 43, 9 *wan si daz beste gerne tuot*.

[3]) über den Bau des Abgesangs vgl. Plenio Beitr. 42, 443.

168, 30—169, 8 und 169, 9—38.

Auch in diesen beiden Liedern finde ich nichts von Reimars Art. Vor allem wegen der Ungeschicklichkeit des Ausdrucks.

So gleich im Anfang: *Ich was frô*: man erwartet 'bin es aber jetzt nicht mehr'; statt dessen fährt der Autor fort *und bin daz* (wie hölzern ist dieses *daz*!) *unz an mînen tôt*. Er vergißt also offenbar über der Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart. Der folgende Exzeptivsatz wirkt durch das *al eine* schief: es hätte nur in einem positiven Satz wie 'Gott allein kann das ändern' Berechtigung. Stilistisch wirkt er gleichfalls übel, da ja die nächste Zeile schon wieder einen Exzeptivsatz bringt, noch dazu einen ganz inhaltlosen, denn daß einer, den keine wahrhaft zu Herzen gehende Not drückt, im übrigen keine großen Sorgen hat, ist eine Plattheit. In der fünften Zeile hängt *daz* in der Luft: der Autor rechnet auf den guten Willen der Leser, die es auf *beswæren* beziehen mögen. Der charakterisierende Zusatz zu *hôher muot* ist von größter Simplizität: wen hätte *hôher muot* jemals *trûren* lassen?

In Str. II verblüfft das Geständnis, daß er nicht um seinetwillen singe, sondern um der Menschen wegen. Wieder ein schiefer Gedanke: andere singen, um die Welt zu erfreuen, dieser Poet singt, um sie zu widerlegen; denn sie behaupten, daß *fröiden* ihn *betrâge*. Sonst pflegen *leit, kumber, sorge* u. dgl. einen Menschen zu *betrâgen*, hier tun es zur Abwechslung sogar die Freuden: wie trefflich der Reim bei manchen doch die Gedanken zu verwirren versteht! Auch das Gegenwort paßt nämlich nicht: wenn die Leute etwas *jehent*, so ist das doch keine *frâge*! Ein edles Reimpaar. Zum Schluß der Strophe lebt der Autor wieder vom guten Willen der *liute*, die sich ein *joch* (oder mit E ein *auch*) hinzudenken mögen, weil es in den Vers nicht mehr hinein will. Auch die Pointe, daß es den anderen *in den ougen wê* tut, wenn ihm die Geliebte (die plötzlich mit *si* vorgestellt wird) lieb und wert ist wie früher, wirkt überraschend. Warum sollte sie ihm denn auch daraufhin weniger lieb sein? Und welch sonderbare Wirkung seiner Liebe auf die anderen: sie bekommen Augenschmerzen. Offenbar hat dem Liebhaber etwas von den *merkæren* und ihren *ougen* vorgeschwebt wie Meinlohs *und stæchens ûz ir ougen*, 13, 24 (s. Vogt z. St.)[1]).

Besseres Gedächtnis zeigt der Verfasser in der dritten Strophe: *ich hân iemer einen sin, erne wirt mir niemer liep dem ich unmære bin*; denn Hartmann hatte gesagt: *Ze frowen habe ich einen sin: als si mir sint als bin ich in* (216, 37 f.), und das gefiel dem Nachahmer so, daß er es im Schluß des nächsten Liedes noch einmal verwertete: *owê daz mir niemen ist als ich im bin* (: *in*). Freilich setzt er sich damit in grellen Widerspruch zu Reimar, der fragt (163, 32 f.; vgl. 159, 10 ff.): *wie mac mir iemer iht sô liep gesîn dem ich sô lange unmære bin?* Aber er verrät uns durch das Zitat wenigstens, daß er bei der ganzen Strophe an die Frauen denkt, worauf sonst höchstens die Ausdrücke *mit triuwen, umb ir hulde dienen* und *liep—unmære* deuten, aber so unsicher, daß die Interpreten es bisher gar nicht erkannt haben. Ungeschickt ist auch der Zusatz *und daz tuont âne schulde*: denn darnach müßte der Verfasser *aller der* nicht *enbern* wollen, die seiner mit Grund *enbern*. Unklar ist der Bezug des *es* in *dies* (3), und ganz überflüssig ist *niemer* neben *iemer* am Schluß der Strophe.

[1]) oder er wollte ein Gegenstück schaffen zu Wendungen wie die Geliebte *tuot mir in den ougen wol*.

Die letzte Strophe endlich (m 3, MF. S. 411), deren Zugehörigkeit Burdach S. 213 erkannt hat, versetzt den Leser wieder in die Unsicherheit zurück, die er am Anfang empfunden hat: *Ich wil frô ze liebe mînen friunden sîn* könnte einer eigentlich nur sagen, wenn er bisher nicht *frô* war; wozu aber der Eingang *Ich was frô und bin daz unz an mînen tôt* durchaus nicht passen will. Und wenn er immer *frô* war, so besagt es wieder wenig, wenn er nun erklärt: *stürben si . . ., sô enwart mir ê nie baz.* Im übrigen kehrt das bewährte *âne schulde* aus Str. III hier wieder. Auch der ungeschickte Ausdruck (*si*) *wænent balde* verdient angemerkt zu werden.

Schon aus diesen Darlegungen wird hervorgegangen sein, daß man Reimar unrecht tut, wenn man ihm ein solches Machwerk zutraut. Im einzelnen bemerke ich noch, daß *zuâre* (II 1) bei ihm überhaupt nur einmal vorkommt, und da natürlich in der Form ohne Synkope (187, 6). Endlich lesen wir I 3 *ein rehte herzeclîchiu nôt.* Das ist hier kaum mehr als ein leeres Versfüllsel. Reimar dagegen, bei dem wirklich jedes Wort, das er gesprochen, dem *herzen lî* gelegen hat (166, 14f.) — wenn wir nur *herze* als Sitz des Verstandes (auch in der Kunst) auffassen —, bei ihm findet sich *rehte* stets nur, wo es der Sinn verlangt: *mîn herze rehte höhe stât* (nachdrückliche Betonung seines Hochgefühls, daher in der vorhergehenden Zeile *mir ist sorge harte unmære*) 152, 4; *mir geviel . . . nie ein wîp sô rehte wol* 'so ganz und gar 154, 22; *reht an mîn herze* 'ins innerste Herz' 155, 11; *sô rehte wê* 'so ganz und gar' 155, 35; *rehte frô* 'wahrhaft froh' 162, 20; *wie rehte unsanfte* 'tief schmerzlich' 163, 13; *sô reht unmære* 'so durchaus' 163, 27; *als rehte unsælic ich ze lône bin* 'wie wahrhaft unglücklich' 171, 19[1]); endlich *sô rehte swære ist mîn gedanc* (im Munde von Leopolds Witwe) 189, 4[2]). Schon der Umstand, daß dem *rehte* meist ein *sô*, einmal *wie* vorausgeht, zeigt, daß es Reimar mit Nachdruck setzte. Auch steht es nie vor attributivem Adjektiv wie hier in dem Liede unseres Anonymus.

Strophenverknüpfung durch gleiche Reime fehlt durchaus. Den gemeinsamen Eingang *Ich wil* der beiden letzten Strophen (Burdach S. 95) möchte ich hier für ein weiteres Zeugnis der Unbeholfenheit halten, vgl. *Ich was* I 1 und *ich hân* III 5 (und 169, 14).

Das in bC (und in MF.) folgende Stück 169, 9—38 zeigt eine verzweifelte Familienähnlichkeit.

In der ersten Strophe[3]) befremdet gleich wieder der Eingang: *Mirst ein nôt vor allem mînem leide* ginge ganz gut an, wenn darauf ein erklärender *daz*-Satz folgte wie etwa 'daß sie mich nicht sehen will'. Da ein solcher fehlt, hängt der Gedanke in der Luft. Daß was folgt, macht die Sache noch schlimmer, denn wovon hängt *durch* eigentlich ab? Doch wohl von einem *ich lide* oder *ich sorge*, das aber erst aus *nôt* abstrahiert werden muß. *Waz dar umbe?* mag der Verfasser von der Lektüre Reimars her (159, 12) im Kopfe haben. Daß die *grüene heide valwet* ist ein Atavismus, den man Reimar gewiß nicht zutrauen darf, da er weder für Farben noch für Formeln irgendwie Sinn hat, ebensowenig also offenbar für Farben in Formeln[4]): *solher dinge vil geschiht* fährt der Autor

[1]) *rehte* in der folgenden Zeile ist das auch sonst in Vergleichen gebräuchliche 'richtig'.

[2]) die (gleichfalls sinnvollen) *rehte* 181, 4; 182, 30; 185, 20 stehen in Liedern, die nicht von Reimar herstammen.

[3]) über die Stollenform s. Plenio Beitr. 43, 73 Anm. 1.

[4]) er kennt überhaupt nur *rôt* von den Augen (156, 9, mit einem verdächtigen Hysteroproteron); vom Erröten 176, 32; *bleich und eteswenne rôt* von der Gesichtsfarbe 178, 31; ganz originell *in bleicher*

— in unbewußter Selbstironie — fort, unsäglich töricht, wenn man es so versteht wie ér, und setzt sofort hinzu: *der ich aller muoz gedagen*: warum *muoz* er? Weil er Wichtigeres zu tun hat? Dann wäre *wil* passender. Str. II. Häßlich ist *gesage—sage* und schief der ganze Satz; denn wie kann er erwarten, daß die Menschen, die recht viele seiner Lieder hören, ihm deshalb angeben können, wann sein Kummer ein Ende haben wird? Gemeint ist wohl, daß ihm seine zahlreichen Lieder noch immer nicht *ein ende sîner swære* bei der Geliebten eingetragen haben. Das nachklappende *dar zuo maneger grôzen klage* (als ob damit gegenüber *swære* etwas noch Schlimmeres käme) ist stilistisch ungeschickt und soll nur den Rahmen der Strophe füllen helfen. Was die *wîsen liute* dazu tun sollen, den Termin für das Ende seines Kummers zu ermitteln, bleibt dunkel: bei Reimar (166, 25, s. Schmidt S. 52) haben sie eine vernünftigere Aufgabe. In der dritten Strophe fällt das abrupte *dêst ein ende* (= Walth. 73, 13) auf, da man nach der Ankündigung *ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen* etwas mehr erwartet hat als sechs kurze Zeilen. Die Unklarheit, über wen der Autor eigentlich klagt, ob über die Geliebte (in welchem Fall das *niender* schlecht gewählt ist) oder über alle Menschen (dann paßt aber *gedienet* nicht), hat den Erklärern (s. Vogt) schon mehr Nachdenken verursacht als dem Verfasser sein ganzes Lied. Zeile 3. 4 sind wieder kaum verständlich, wenn man nicht das Original (Rugge 105, 31 f.) nachliest. In der letzten Zeile endlich hat der Autor vergessen, was er im früheren Lied 169, 8 gesagt hatte: dort wird beteuert, daß ihm niemals jemand lieb sein wird, dem er gleichgültig ist, hier klagt er, daß die Gefühle, die er für die Leute hegt, nicht erwidert werden. Die folgende Strophe zeigt den schwerfälligen Ausdruck *ein wîp diu hât sich underwunden guoter dinge und anders niet* (mit einem bei Reimar unerhörten Reim[1]), verstärkt, was Reimar wieder nie tut[2]), *gerne* durch das versfüllende *harte* (so wenigstens in bC; in E fehlen beide Worte) und macht mit *dol* im Reim den Schlußpunkt, wieder ganz gegen Reimars Art, der, obwohl Meister des *lîdens*, dieses Wort überhaupt nicht kennt[3]). Die letzte Strophe dieses Tons endlich ist überaus schlecht überliefert und daher noch unverständlicher als wir sie dem Autor zutrauen möchten. Aber soviel ist klar, daß die letzte Zeile fast wörtlich aus Reimar 152, 24[f] geholt ist.

Verknüpft sind die beiden letzten Strophen durch den gleichen Reimausgang in Zeile 5. 6; ferner kehrt *rât* als Reimwort in Str. II 6 wieder (dazu *riet* IV 2). Neben

varwe 163, 22; vom Haar *in wîzer varwe* 172, 13 und *grâ* 172, 15. Die *heide mit den bluomen rôt*, wo dicht dabei das *grüene loup* steht (183, 34; 184, 3), gehört aber natürlich einem anderen (Burdach S. 221; Schmidt S. 59. 77); ebenso das Erröten 176, 32. — *grâwiu hâr* 185, 5; *varwe* 196, 2. 12 führe ich der Vollständigkeit an; *der lichte tac* 196, 24.

[1]) *niet* schreibt bei ihm nur fälschlich C in der Waise 187, 7; daß auch hier das gewohnte *niht* einzusetzen, lehrt die korrespondierende Zeile 187, 17. — Auch in dem Liede eines anderen, 181, 21 (Schmidt S. 57 f. 77; Burdach S. 95) ist *niet* von C wohl mit Unrecht in die Waise eingeschwärzt.

[2]) er sagt *vil gerne* 165, 34; *sô g.* 197, 37; oder einfach *gerne* 150, 18; 151, 6; 153, 18; 156, 33; 159, 15; 164, 35; 173, 25. In zweifelhaften oder unechten Liedern steht *gerne* allein 183, 29; 198, 25; 200, 7. 18; 202, 27. 35; 203, 1 (die drei letzten Fälle nur e); *ungerne* 186, 16; *sô g.* 198, 18; *vil g.* 177, 4; 186, 7. — Das schwerfällige *harte* setzt Reimar nur vor Verba (172, 5; 202, 21); denn *harte unmære* 152, 3 beruht nur auf E. Nicht von Reimar stammt 180, 36, s. Schmidt S. 56; Burdach S. 220.

[3]) denn 191, 3 stammt nach A von Reimar dem videler, nach Schmidt S. 67. 77 von Rugge; 191, 23 hat auch schon Schmidt (S. 68. 77) Reimar abgesprochen und 201, 23 zeigt auch sonst manches Auffällige. — Auch Hartmann und Gottfried gebrauchen *doln* nur in konkreter Bedeutung, Festschrift für Heinzel S. 141 f.; in MF. steht es nur noch bei Gutenburg 73, 35; 74, 35 im Reim.

niht I 2 steht *niet* IV 4; neben *klagen* I 6 *klage* II 4, neben *gât* II 5 *gân* III 4, neben *hân* III 2 *hât* V 2. Wieviel davon bloße Reimarmut ist, fällt hier schwer zu entscheiden.

Ich halte beide Lieder für Produkte éines Mannes: schon Schmidt (S. 52) hat darauf hingewiesen, daß *niender vinde ich triuwe* im zweiten Lied III 1 und *vinde ich iender dies mit triuwen an mich gernt* (im ersten III 3) aneinander anklingen. Ein Plagiator aber sucht bessere Muster als jedes der beiden Machwerke ist.

Bezeugt ist die Autorschaft Reimars schlecht genug: A, die vom zweiten Liede die Strophen I und III überliefert, bringt sie unter dem Namen *Niüne*.

176, 5—177, 9.

Ein ganz allerliebstes Gedicht, in dem Inhalt und Form fast auf gleicher Höhe stehen. Aber muß es deshalb von Reimar sein, wie man allgemein annimmt? Ich habe die Empfindung, daß es doch ganz anders ist als dessen Lieder. Nie gebraucht Reimar *dienest* (I 7) in der Bedeutung 'Diener', nie nennt er die *merkære* (III 8); auch das Erröten (III) und das heimliche Wandern seines Auges zu dem der Geliebten (IV) zeigen eine sinnliche Anschauung, die Reimar fremd ist. Vor allem aber: so gut auch der Inhalt ist, die Form steht bei diesem Dichter im Vordergrunde des Interesses: Reimar dagegen geht bei aller Formkunst doch stets in erster Linie auf den Inhalt.

Auf die Responsionen (*frouwe* in der letzten Zeile von Str. I. IV; *Frouwe, ich hân* an der Spitze der Strophen II. III) hat bereits Schmidt S. 53 (Burdach S. 218) aufmerksam gemacht.

Die strophenbindenden Reime verzeichnet die folgende Liste:

stê I 3	stuont III 7; stân IV 5
zergê I 6	gie IV 4
dîn : mîn I 7. 8	mîn : sîn III 10. 11; mîn : dîn IV 7. 8[1]
gesehen : geschehen I 10. 11	geschach : sach IV 3. 6
erliten II 1	erleit II 3
man : enkan II 2. 5	dan IV 9
bewarst II 11	war IV 11
getân III 1	tuont III 8
getân : verlân III 1. 4	hân : stân IV 2. 5.

In der Schlußstrophe kulminieren all diese Reime: sie hat unter elf Reimwörtern nur zwei isolierte.

Zum Text hat Jellinek I 8 *frouwe* für *fröide* vorgeschlagen (Beitr. 43, 14). Störend empfinde ich den Eingang von Strophe III: daß der Dichter aus seinem unwillkürlichen Erröten ein Verdienst herleitet, paßt nicht in den Zusammenhang, s. seine Frage am Schluß der Strophe: *sol ich [illegible] von schuldic sîn?* Ich vermute also *niht mê*[2]) statt *noch me* C, *noch nie* b:

Frouwe, ich hân niht mê getân,
dunket mich,
dan diu liebe mir gebôt:

[1]) I 7. 8 und IV 7. 8 schon bei Giske S. 227.

[2]) wodurch auch der Indikativ *gebôt* der normalen Syntax entspricht.

ich enkunde ez nie verlân,
hôrte ich dich
nennen, ine wurde rôt.

Dieses Erröten hat also der Welt seine Liebe vielleicht verraten (ähnlich wie das heimliche Ansehen der Geliebten in Str. IV): eine schwerere Schuld (der Indiskretion) hat er nie auf sich geladen; daher möge sie sich *baz* an ihm *bewarn* (II 11).

Die Verse *Frouwe, ich hân durch dich erliten Daz nie man Durch sîn liep sô vil erleit* (II 1) erinnern auffällig an 198, 6 *Von sîner schulde ich hân erliten Daz ich nie grœzer nôt erleit.* Auch die feingeschliffene Technik und der zierliche Inhalt ist in beiden Gedichten gleich. Stammen sie also von einem Verfasser?

180, 28—181, 12.

Alle Lieder Reimars sind stollig: das vorliegende Lied dagegen ist unstollig (s. Plenios Zusammenstellung Beitr. 43, 90). Alle Lieder Reimars — außer 154, 32 — halten sich von der romanischen Durchreimung frei: das vorliegende wendet sie an[1]).

Dazu kommt eine Einzelheit des Sprachgebrauchs: *Hiure ist fröide manegem manne harte unwert*: so drückt sich Reimar sonst nie aus, wohl aber Morungen (133, 28 *sorge ist unwert dâ die liute sint frô*).

Zieht man nun noch die auffallende Parallele zum Kreuzleich Rugges in Betracht (Scherer Zeitschr. 17, 574 Anm.)[2]) sowie die sonstigen Verschiedenheiten von Reimars Art (Schmidt S. 56), vor allem den kräftigen, männlichen Zug, der durch diese Strophen geht, so wird man Scherer und Schmidt recht geben, wenn sie das Lied Reimar absprechen.

181, 13—182, 13.

Durch die Abtrennung der Strophe 182, 4 wird das schöne, ernste Lied seines Abschlusses beraubt. Der Dichter beklagt in Str. I und II den Ungestüm seiner Gedanken, die zurückstreben von Gott zu der Geliebten; er klagt aber zugleich, daß sie wollen, er solle noch froh sein wie einst (*si wellent deich noch fröide pflege, als ich ir eteswenne pflac*). In Str. III trifft er sein Abkommen mit den Gedanken: sie sollen hin zu ihr, wenn sie nur wieder zurückkehren und ihm helfen, seine Sünden zu büßen. In Str. IV geht er auf das zweite, die *fröide*, ein: die wird nie wieder zurückkehren zu ihm, denn die Wege, die ihn einst hinführten zu ihr, die sind ihm vertreten. Mit schönem Parallelismus sucht er auch für beides Hilfe: gegen die Liebesgedanken ruft er die reine Jungfrau an (II 9), zur *fröide* aber kann ihm nur Gott selbst, der Allmächtige, verhelfen[3]) (IV 9). Aber es wird eine andere *fröide* sein als die war, der er *eteswenne pflac*[4]) (II 8): die himmlische.

[1]) wie die gleichfalls unechten 191, 7 (wo die Stolligkeit charakteristischerweise zweifelhaft, Plenio a. a. O. Anm. 2); 193, 22. — Auch das Fehlen der Strophenbindung könnte man gegen Reimars Autorschaft geltend machen: aber es hängt, wie mich vielfache Analogien lehren, mit der Durchreimung innerhalb der einzelnen Strophe zusammen. — Vogt möchte die Isoliertheit des Versmaßes und der strophischen Gliederung aus der Benutzung eines romanischen Vorbildes erklären. Aber ist es nicht auffällig, daß dann so viele andere Besonderheiten mit diesen zusammentreffen?

[2]) Hausen 48, 13 ff., worauf sich Vogt beruft, steht doch viel weiter ab.

[3]) denn Gott ist's, der jetzt *sîn dienest* und auch ihn selbst haben soll; seinen Dienst, wie er ja ausdrücklich gesagt hat, *dem gote dem ich dâ dienen sol* (II 3) und ihn selbst, weil er das Kreuz genommen hat (I 1). [4]) s. *eteswenne* IV 4.

Auch die Reime verknüpfen die vier Strophen:

hân I 7	getân : bestân III 8. 10
wære : mære II 5. 6	wære : swære IV 5. 6
pflege II 7	wege IV 9
pflac : mac II 8. 10	mac : tac IV 2. 4.

Sonst dient der Verknüpfung die Wiederkehr des Wortes *gedanke* I 2; II 2; III 1 (Haupt in der Anm.); *nu wellents . . . si wellent* I 7; II 6. 7 (Schmidt S. 57) sowie *verbieten* II 10; III 2 (Schmidt ebd.); endlich *fröide* II 7; IV 1.

Die bildlichen Vorstellungen, die aber auch die letzte Strophe auszeichnen, sind nicht in der Art Reimars (Schmidt). Entscheidend aber scheint mir der Ton des Ganzen: unser Dichter ist von dem, was er sagt, ergriffen: Reimar als richtiger Artist steht über dem Inhalt seiner Klagen. Der eine ist gemütvoll und schwer wie Wolfram, der andere geistreich und beweglich wie Gottfried.

182, 14—33.

Die Unechtheit dieses Liedes ist von Schmidt S. 58 f.; Burdach S. 220 f.; Becker Germ. 22, 199 und Plenio Beitr. 43, 90 ausgesprochen. Paul S. 511 wendet sich eigentlich nur dagegen, daß man den Reim *lîp* : *gît* als Beweis gegen Reimars Autorschaft gelten lasse, ohne im übrigen positive Gründe vorzubringen.

Aber das Lied ist unstollig[1]), Reimars Lieder durchaus stollig (s. zu 180, 28). Die erste Zeile stammt aus Morungen 139, 10 *daz mîn muot stuont hôhe sam diu sunne.* Zweimal (II 2; V 4) wird die Geliebte kurzweg *diu schœne* genannt, besonders das zweitemal, ohne daß es im Zusammenhang irgendwie motiviert wäre (*diu guote* wäre viel sinnvoller). Der unbestimmte Artikel *einen* (*hôhen muot* II 3) ist ebenso ungeschickt wie die Kürzung *wies* (*mir* II 4) hart. *Ich enwart nie rehte sælic* (V 1) stammt wohl aus Reimar 162, 20 *ich enwart nie rehte frô.* Nimmt man dazu die Kurzatmigkeit der Syntax und den glatten, jungen Charakter, der den Ausweg, an eine Jugendsünde Reimars zu denken, versperrt, so wird man das Lied getrost beiseite schieben: Reimar wird damit um keinen Gedanken und keinen Einfall ärmer.

182, 34—183, 8 und 183, 9—32.

Schmidt (S. 59) hat die Unechtheit mit guten Gründen gestützt, Vogt in der Anmerkung hat erwiesen, daß *geschehen* : *ergên* weder wegemendiert noch Reimar zugetraut werden dürfe.

Überhaupt: was soll in diesen einfältigen Produkten an unseren geistreichen Dichter auch nur gemahnen? Welche Weitschweifigkeit gleich in der ersten Strophe: 'Wenn ich wüßte, wo man Freude hat, dahin würde ich ziehen (ich kann só nicht leben), damit meine Trauer aufhörte: der wollte ich rasch ein Ende setzen. Bevor ich lange auf solche Weise in Sorgen lebte, würde ich lieber sterben, als daß ich unfroh wäre'. Kann man mit mehr Worten weniger sagen? Und so gehts weiter: wieder *lachen, wunneclîchen gemuot sîn, frô gemachen, fröide* und die Versicherung: *sone gibe ich niht dar umbe swaz ich her gelebet hân* (s. I *in mac sus niht geleben* und *ich stürbe gerner*).

[1]) wieder fehlt jegliche Strophenbindung wie 180, 28.

Auch im einzelnen findet sich vieles, was bei Reimar fehlt, *tumbez herze, schône und minneclîche bescheiden, ringes muotes, valschen dingen, wol gezogen, ein ûz erwelter lîp, diu süeze reine, nieman êrte si . . . vol*: lauter lyrische Wald-, Feld- und Wiesenblumen, aber vertrocknet und verstaubt, hervorgeholt aus einem Herbarium.

Der Mann hatte Walther in Erinnerung: von ihm stammt der frische Eingang *Wil ab ieman guoter lachen* (s. Walth. 42, 31 *Wil ab iemen wesen frô*, Schmidt a. a. O.), von ihm der Gedanke *elliu fröide uns von in kumt und al der werlte hort uns ân ir trôst ze nihte frumt* (s. Walth. 27, 32 *der werlde hort mit wünneclîchen freuden an in lit*[1]), Burdach S. 107, der aber das Verhältnis umgekehrt beurteilt, obwohl er Walthers Strophe in die Zeit seiner poetischen Selbständigkeit setzt), von ihm stammt die Fassung *ê daz ich die lenge alsô mit sorgen lebte*[2]) (s. Walth. 76, 8 *ê danne lange lebt alsô*, wobei die *wintersorge* unmittelbar vorher, Wilmanns zu 113, 31), und Walthers Eigentum ist auch das Strophengebäude selbst (Lachmann zu Walth. 113, 31). Wer soll glauben, daß die Erinnerung an dieses anämische Produkt Walther durch vier Lieder verfolgt habe?

Der wirkliche Verfasser ist wohl kaum weit zu suchen: *dar füer ich* I 2 kehrt 182, 25 wieder (Schmidt S. 59).

wol : *sol* V 5. 6 und *wol* : *vol* VI 2. 4 erzielen Strophenbindung. Ob auch *gemuot* : *guot* II 2. 4 und *muotes* : *guotes* IV 1. 3 sowie *zergân* II 5 und *ergên* III 6 beabsichtigt sind, bleibt bei der Armseligkeit des Ganzen offen und ist belanglos. Keinesfalls aber kann man I. II mit den übrigen Strophen zu einem Liede verbinden: auch dadurch rücken die Strophen von Reimar ab, der den gleichen Ton stets nur für Strophen desselben Liedes angewendet hat.

183, 33—184, 30.

Schmidt (S. 59 f.) und Burdach (S. 221) haben bereits erwiesen, daß dieses Lied nicht von Reimar sein kann: ich hebe noch *die bluomen rôt* (s. o. S. 71 Anm. 4) und *daz grüene loup* hervor, das zweimalige *wunneclichen* (I 1; II 5), die Bezeichnung der Geliebten als *der schœnen* (IV 5; vgl. o. S. 66) und das Präsens *seit* im Reime[3]).

Der Inhalt ist unbedeutend, die Ausdrucksweise bewegt sich in ausgefahrenen Geleisen, das Ganze erscheint infolge des traditionellen Eingangs altertümlicher als es ist. Sorgfalt hat der Anonymus auf die Strophenbindung verwendet[4]):

stân : getân I 1. 3	hân : getân III 2. 4; widerstân : hân IV 1. 3
mîn : sîn II 2. 4	sîn : mîn IV 2. 4
tuot II 7	getân I 3; III 4
leit : bereit : seit III 5. 6. 7	leit : arebeit V 2. 4.

184, 31—185, 26.

Mit Schmidt (S. 60) und Burdach spreche ich dieses Lied Reimar ab, weil mir sein ganzer Charakter zum Bilde dieses Dichters nicht zu passen scheint. Auf Einfluß Walthers weist wohl der Eingang, vgl. 73, 9 *Tûsent herze wurden frô*[5]). Auch *kleiniu vogellîn*

[1]) *wir suln (allen frouwen) . . . iemer sprechen wol*: Walth. Z. 31 *daz man in wol sol sprechen.*

[2]) vgl. noch 185, 27 *Solde ab ich mit sorgen iemer leben?*

[3]) bei Reimar nur Präs. *gesaget* 152, 14; Ptz. *geseit* 174, 12; *geleit* 165, 37. — In unechten Liedern Präs. *seit* 191, 32; Ptz. *versaget* 193, 19.

[4]) *-în* und *-în* schon bei Giske S. 223. [5]) auch der Schluß? s. Waltb. 54, 36.

sind bei Walther beliebt (40, 16; 58, 27; 111, 5; vgl. *kleinez træstelîn* 66, 2; *kleinez denkelîn* 100, 20), während Reimar nur zweimal von *vogelen* spricht (155, 2; 189, 2[1]), gewiß nicht zufällig, wenn man erwägt, wie bequem *-lîn* für den Reim ist.

Die Strophe 185, 20 braucht übrigens nicht abgetrennt zu werden: sie ist zwischen Str. II und III einzuschieben: *man ist unfrô — Alse rehte unfrô enwart ich nie* verbindet II mit dieser Strophe; *fröidenriche . . . fröite . . . fröide* bereitet den Anfang der folgenden Strophe *Kume ich wider an mîne fröide als ê* vor. Schließlich vermittelt *buoze gert* den Anschluß an die letzte (*buoze tuo*).

Die übrigen Strophen[2]) sind durch gleiche Reime verbunden:

erlôst : trôst I 1. 3	trôst V 6
was I 6	was : gras II 2. 4.

Sehr kunstvoll ist das nicht.

185, 27—186, 18.

Die Strophe ist bekanntlich fast gleich Walth. 72, 31 (über das Unterscheidende s. Plenio Beitr. 42, 488 Anm. 2). Auch der Inhalt ist im wesentlichen gleich: die Geliebte soll gewähren, bevor sie alt und reizlos wird.

Aber das Lied zeigt mannigfache Unebenheiten und Unklarheiten des Gedankenganges, ja unvereinbare Widersprüche: das hat Burdach mit sicherem Takt empfunden und zwingend dargelegt (S. 222 ff.). Die verwickelte Vorgeschichte aber, die er zur Erklärung konstruiert, wirkt wenig überzeugend. Näher liegt die Annahme, daß die Unstimmigkeiten auf Rechnung des Verfassers zu setzen sind, der dichten wollte ohne es zu können, eine Annahme, die zur Gewißheit wird, wenn man das Machwerk näher betrachtet. Dazu gibt es kein besseres Mittel als eine Wiedergabe in Prosa.

I. Sollte ich denn immer in Sorgen dahinleben, während andere Menschen froh sind? Ich will mir selbst gute Hoffnung geben und den Kopf hoch halten, wie es einem *sælic man* von Rechts wegen zukommt. Sie sagen mir alle, daß das Trauern mich jämmerlich kleide. II. Da sie alle sagen, wie wohl mir Freude anstehe (man beachte die ärmliche Anknüpfung an den Schluß der Str. I), so will ich so gut als möglich handeln: aber ich glaube niemand lebt, der mir 'ein' Trauern benehmen kann, das nun gar manchen Tag in meinem Herzen begraben (!) liegt. Wenn ich damit je ans Ende komme, dann will ich mich froh fühlen. (Man sieht, mit dem im Eingang ausgesprochenen Vorsatz, er wolle sich *guoten trôst* geben und sein *gemüete tragen hô*, ist es bisher nichts: man erfährt, daß niemand lebt, der ihm seine Trauer benehmen könnte — also auch die Geliebte nicht?! —, man erfährt, daß er sich erst *wol gehaben* wird, wenn seine Trauer ein Ende hat: man muß also wohl annehmen, daß er überhaupt nie froh werden wird; aber warum hat er es dann in Aussicht gestellt??) III. Es ist lange her, daß mir die Augen je erstrahlten vor Freude (welch gezwungene Ausdrucksweise für 'daß ich froh war': es ist augenscheinlich eine Phrase, die aus einem besonderen Zusammenhang, wo sie paßte, hieher verweht wurde). Wenn ich meine Klage nun sein lasse und ich das bei ihr einhole, was ich bisher versäumt habe, so bin ich alt und eine Frau hat gar schlimm an mir gehandelt.

[1]) *vogelline* ist hier nur Konjektur: A hat *vogel*.

[2]) über den Bau des Abgesangs vgl. Plenio, Beitr. 42, 443; zu 185, 17 das. 445 Anm. 1.

So wie das dasteht, ist's ganz unverständlich, denn man könnte es nur deuten wie Burdach tut: daß er schon *nu*, also im Augenblicke, wo er singt, sich zu alt fühlt, um sich *des an ir* zu *erholn*, was ihm bisher vorenthalten geblieben ist; dann ist aber dieser Gedanke, der sein Altsein schon in die unmittelbare Gegenwart verlegt, nicht nur unvereinbar mit der nächsten Strophe, wo sein Altern erst in die Zukunft gerückt wird und er sich in der Gegenwart, *nu*!, noch geeignet fühlt zur Liebe, sondern er ist auch unvereinbar mit dem Schluß der zweiten Strophe, wo er sagt, daß seine Trauer in der Gegenwart, *nu*!, fortdauere und daß er sich in der Zukunft *wol gehaben* werde, wenn dieser Zustand *iemer* ein Ende nehme; ja, der Gedanke ist auch unvereinbar mit der letzten Strophe, in der der Dichter annimmt, daß sie bis in eine ferne Zukunft, wo er tot und sie alt sein wird, bei ihrer Sprödigkeit beharren könnte. Ich sehe aus dieser Verwirrung keinen anderen Ausweg als anzunehmen, daß bei diesem Autor ein *nu* nicht immer ein *nu* ist und daß man also nicht den Wortlaut, sondern den Zusammenhang befragen muß, um zu erraten, was er gemeint haben kann. Dann ergibt sich ziemlich deutlich, daß er sich in der Gegenwart noch geeignet fühlt sie zu beglücken, falls sie ihn erhört, — *nu möht ich ir gedienen, lieze eht sis ein ende sîn* IV, — daß er aber zweifelt, ob sie sich dazu bald entschließen wird. Um ihren Entschluß zu beschleunigen, hält er ihr vor, daß er bei längerem Zuwarten ihr *vor alter* (III 6; IV 4) nichts mehr sein können wird, ja daß auch sie, wenn sie ihre *stæte* bis zu seinem Tode durchführt, vom Altern nicht verschont bleiben dürfte, so daß man ihren Anblick meidet und sie ihre Härte bereut. Der Gedanke, daß diese Argumente auf sie Eindruck machen werden, ist offenbar der *guote trôst*, den sich der Verfasser selbst gibt und der macht, daß er sein *gemüete hô* trägt (I 3f.). Wie ungeschickt das alles ausgedrückt ist, ergibt sich aus dieser Darlegung deutlich: Str. II sollte eigentlich vor Str. I stehen und beide zusammen lauten: 'Da niemand außer der Geliebten mir von meiner Trauer helfen kann, und die Welt mich doch froh sehen will, so muß ich mir schon selbst *guoten trôst* gewähren, wenn ich mich auch erst dann *wol gehaben* werde, bis sie mich erhört'. — Str. III. Wenn ich mein Klagen nun [dann, bis ich *des ein ende* gewonnen haben werde, II 6] einstelle und ich mich bei ihr für alles Versäumte erhole [richtiger: erholen wollte], so werde ich alt geworden sein und dann hat sie übel an mir gehandelt [weil es dann zu spät sein wird]. Str. IV. Denn wenn sie nun [nämlich wieder: dann] mein Leid wird wenden wollen [hier steht endlich einmal *wil*!], dann wird mir Weib und Gesang[1]) gleichgültig sein, so daß ich ihr vor Alter nichts werde sein können. Ach, was will sie dann [hier steht endlich einmal *danne*!] mit mir? Jetzt könnte ich ihr noch dienen, wenn sie ein Ende machen wollte [vgl. *gewinne ich iemer des ein ende* II 6]. Str. V. Bevor sie der Welt an meiner Person ein Exempel liefert, wie beständig sie zu sein vermag [statt *ist*], muß ich zugrunde gehen [statt *so enlebe ich niht*]. Aber usw.

Daß von diesem fahrigen und unklaren Gedicht Walther inspiriert wurde, vermag ich nicht zu glauben. Das Umgekehrte ist auch deshalb wahrscheinlich, weil *ander spil*

[1]) das bedeutet *und ander spil*, genau wie an der Stelle, von der es der Autor genommen hat, nämlich Walther 111, 37. Burdachs Konjekturen (S. 224 und 201) sind hier wie dort überflüssig; über dieses mittelhochdeutsche *ander* s. Martin zu Kudr. 82, 1; Amelung zu Ortn. 479. Heinzel in dem in meinem Besitz befindlichen Exemplar von Lexers Mhd. Wb. verzeichnet noch Jolanthe 719; Lacombl. IV 67 (1411) *und andere ire kindere*.

(Str. IV) in unserem Liede unerklärt bleibt: es spielt eben aus Walthers Gedicht die Vorstellung hinein, daß sein *spil* (sein Gesang) ihr nützt, indem er sie verherrlicht. Auch sonst klingt manches an Walther (*wæren frô : mîn gemüete tragen hô* I 3. 5 s. W. 44, 5 f. *wesen frô und tragen gemüete . . . hô*), wie auch an Reimar an (*ouch geschiht ein wunder lihte an ir, daz man si danne ungerne siht* V 3, s. R. 159, 14 *waz obe ein wunder lihte an mir geschiht, daz si mich eteswenne gerne siht*).

Reimar aber, der angesichts der boshaften Fragen der Leute nach dem Alter seiner Dame die Geduld verliert (167, 13), hätte ein so verfängliches Thema schwerlich selbst behandelt; vor allem aber kennen wir von ihm kein Gedicht, das bei näherem Studium so wie das vorliegende statt stets neuer Schönheiten immer mehr Schwächen und Unzulänglichkeiten enthüllt.

Die Strophenbindung erfolgt durch die Wiederkehr einiger Reime[1]):

mîn : sîn III 1. 3	mîn : sîn IV 5. 6
geschiht : niht IV 2. 4	niht : siht V 2. 4.

Str. I ist mit II durch die allerdings recht ungeschickte Variation von I 6 im Eingang von II (Schmidt S. 62; Burdach S. 96) verknüpft. Zwischen Str. II und den folgenden fehlt es aber an jeder Verbindung.

190, 27—191, 6.

Daß *doln : wol* bei Reimar ohne Analogie ist[2]), hat schon Haupt bemerkt. Seine Konjektur wird mit Recht abgelehnt. Ist das Liedchen von demselben, der 176, 5 gedichtet hat?

191, 7—33.

Der doch wohl unstollige Bau (Plenio Beitr. 43, 90 Anm. 2) mit Durchreimung (s. o. zu 180, 28 und schon Burdach S. 228) verstärken die Bedenken, die Schmidt (S. 68) gegen Reimars Autorschaft bereits geäußert hat. Dazu tritt *bekomen* (II 5), *doln* (II 8; vgl. o. S. 72), *diu heide breit* (III 7) und die dritte Sg. *seit* (III 8; vgl. o. S. 76).

Gegen die Abtrennung der Strophe III spricht die Reimbindung (Giske S. 210 f.): *sage : trage : klage* I 1. 3. 5 und *tage : klage : verzage* III 1. 3. 5, also an denselben Stellen der beiden Strophen.

191, 34—192, 24.

Entscheidend gegen die Echtheit sind mir noch immer die Ausführungen Schmidts S. 69. Hinzufügen kann man, daß allerlei im Vokabular Reimars nicht vorkommt, so *swacher nît* (I 2), *daz mir mîn dine noch schône stât* (I 7), *si sint übel* (III 5), *stæter lop* (IV 1), *sich des besten flîzen* (IV 5). Der Ausdruck *sinnec herze* (II 6, vgl. III 2) steht bei Rugge 103, 11, an dessen Leichschluß (99, 21 f. vgl. 96, 1 ff.) der Schluß unseres Liedes gemahnt. Auch die bei der sonstigen Einfachheit der Strophe und der Diktion unverhältnismäßig reichliche Verwendung von Responsionsreimen ist mehr in Rugges Art (s. die Lieder 103, 3 und 103, 35):

niht : geschiht I 1. 3	niht : geschiht II 5. 7
kan : man II 2. 4	man III 6; gewan : man IV 1. 3

[1]) auch dadurch erweist sich das Gedicht als einheitlich.

[2]) Vogts Hinweis auf 189, 7 genügt nicht, s. o. S. 61 Anm. 3.

sich II 6	sich : mich IV 5. 7
guot : tuot III 5. 7	tuot : guot IV 2. 4.

Man erhält dadurch den Eindruck, daß es diesem Dichter in allererster Linie darauf ankam.

192, 25—193, 21.

Trotz der eingehenden und scharfsinnigen Darlegung Pauls (S. 520) halte ich das Lied mit Schmidt (S. 69f.) für unecht. Seinem Verfasser fehlt bei aller Kunst doch das klassische Vermögen Reimars, für jeden Gedanken den treffendsten Ausdruck zu finden. So stört gleich im Anfang die Wendung *vor al der werlte*: in Verbindung mit *wert gemachen* hat sie ihren guten Sinn (157, 32), ebenso ist durchaus begründet *daz ich zer werlte niht getar . . . alsô gebâren* (151, 13) und *Möht ich zer werlde mînen muot erzeigen* (152, 24[a]): hier aber ist die Phrase ohne innere Notwendigkeit gesetzt, denn wenn der Geliebte die Frau zur Erfüllung seiner Wünsche zwingt, warum soll es gerade vor den Augen der Welt geschehen? — Daß die beiden folgenden Verse starke Anklänge an eine Stelle bei Reimar zeigen, hat Paul hervorgehoben. Aber eine Abweichung ist charakteristisch: Reimars Dame sagt: *minne ist ein sô swærez spil daz ichs niemer tar beginnen*; die Dame des Anonymus dagegen erklärt: *sol ich des ich niht enkan beginnen, daz ist mir ein swærez spil*[1]): die eine ist also klug, die andere töricht, denn wie soll man etwas beginnen, was man nicht *kan*? — Auch der Schluß dieser Strophe ist schief gefaßt: *als ein wîp diu minnet* hat sie ja schon bisher gelebt, das *nu* paßt also nur für den folgenden Satz. — Str. II *es wære zît* ist aus dem Gedanken heraus gesagt: 'mich zu behüten, damit ich ihm nicht seinen Willen tue': zu *ê daz ich iht getæte* gesetzt wirkt es unlogisch[2]). — *den strît lâzen* für 'sein Werben lassen' ist schief ausgedrückt. — *nu wil er . . . daz ich durch in die êre wâge und ouch den lîp.* Darnach muß man annehmen, daß er, etwa durch einen Boten, das letzte Ziel seiner Wünsche unverhüllt ausgesprochen hätte. Aber in der letzten Strophe versichert uns dieselbe Frau: *dicke hâte ich im versaget: dô tet er als ein sælic man* (was soll dieser Ausdruck hier?) *der sînen kumber alles ûf genâde klaget.* — Str. III. Sie erklärt von seinen Wünschen: *daz tuon ich unde tæte es gerne vil* und *wie möht ein wîp dem iht versagen?* Vorher aber hatte sie davon als von etwas gesprochen, *des* sie *niht enkan* und die *huote* zu ihrem Schutz aufgerufen. Wo Reimar das Hin und Her der Empfindungen in seinen Frauenliedern malt, kommt einem nie der Verdacht, es könnte am Ende nur bloße Ungeschicklichkeit vorliegen. — *wande ez mir umb in sô stât* ist nur des Verses und Reimes wegen da. — In der letzten Zeile stört wieder die sprachliche Fassung; sie ist ein Gemisch aus zwei richtigen Konstruktionen: entweder *er kan tugentlîche leben* oder aber *der sô tugentlîche lebt als er tuot.* — Str. IV. Bedeuten die Eingangszeilen: 'Er weiß auf glückliche Weise die Gelegenheit, zu mir zu sprechen, zu schaffen' oder '. . . die Gelegenheit für das vorzubereiten, was er zu mir spricht'? Das zweite paßt besser zum folgenden, aber schlecht zum Präsens *kan*. — In

[1]) die gleichfalls von Paul herangezogene weitere Parallele: *daz ist mir ein swære spil* (201, 29) stammt wieder aus einem unechten Lied. Wie oft soll Reimar, der sich sonst nicht gerne wörtlich wiederholt, diesen Satz auch gebraucht haben?

[2]) *wider* als Präposition bei *tuon* hier, bei *sprechen* IV 2 ist auch nicht Reimars Sprache gemäß, der nur *wider âbent* 175, 13; 176, 3; *wider den morgen* 175, 20 und *si hete lônes wider mich gedâht* 195, 22 kennt. In unechten Liedern ist *wider* mit *tuon* 185, 26 und mit *striten* 200, 39 verbunden.

der letzten Zeile würde man *iemer wern* statt *lange wesen* erwarten. — Str. V. Der Ausdruck *zürnen* wirkt nach allem Vorhergehenden unerwartet: wo war da 'Zorn'?

Sichtlich hat der Reimzwang viele dieser Ungeschicklichkeiten verschuldet; von den befremdenden Wörtern und Wendungen stehen folgende im Reim: *enkan* I 3; *es wære zît* II 1; *strît* II 3; *tæte es gerne vil* III 2; *wande . . . stât* III 3; *als er wol kan* III 7.

Auf die Strophenbindung hat der unbekannte Dichter viel Sorgfalt verwendet, wie die folgende Zusammenstellung zeigt:

man : enkan I 1. 3	man : kan III 5. 7; V 6
wil : spil I 2. 4	vil : wil III 2. 4
wîp I 6	wîp : lîp II 5. 7
versagen III 6	versaget V 5.

Die Str. IV scheint also leer auszugehen. Aber es fällt auf, daß die zweite Hebung von I 1 (*dest ein*) *nôt* als Reim in II 6 wiederkehrt; ebenso an derselben Stelle von Str. II 1 *huot*(*e*), s. *muot* I 5; ebenso *kan* IV 1, s. *kan* III 7. Daher ist auch die Wiederkehr von *mich* III 1 im Reim von IV 2 schwerlich ein Zufall: sie dient zugleich der vermißten Verbindung der Str. IV. Darf man auch *tôt*(*es*) V 1 mit *nôt* II 6 verknüpfen?

Die Technik des Dichters ist, das sieht man, recht bedeutend; aber sie ist nicht so virtuos entwickelt, daß Ausdruck und Sprache sich in ihr ganz frei bewegten.

Und wo soll man das Lied in der Reihe der echten unterbringen? Wenn es die Gewährung verkündet, müßte es von allen erhaltenen Reimars letztes Lied sein, wozu die geringe sprachliche Kunst wenig paßt. Wenn es aber eine bloße *wânfröide* ist, die sich der Dichter hier vorgaukelt: wo hat er sonst je eine solche *wânwîse* und wie paßte sie zu seiner sonstigen Haltung?

193, 22—194, 17.

Trotz den Bemerkungen Pauls (S. 521 f.) kann ich mich nicht entschließen, dieses Lied mit seinem burschikosen Ton Reimar zuzusprechen. Man braucht wieder nur eine genaue Wiedergabe seines Inhalts in Prosa zu versuchen — oft der beste Prüfstein in solchen Fragen! —, um hinter die Minderwertigkeit des Ganzen, die bei raschem Lesen durch die Flottheit verdeckt wird, zu kommen.

Ich tuon mit disen dingen niht: was bedeutet das? Mit was für *dingen* tut er nichts (oder will er nichts zu schaffen haben)? Ich bin zu sehr von Trauer erfüllt. Ich fürchte, daß der, der mich soviel sorgen sieht, es mir übel auslegt und anders als gut (*verkêren* wäre schon genug, *übel verkêren* ist zuviel, *übel und anders danne wol verkêren* ist viel zuviel). Jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll, denn ich kann nicht mehr sagen. (Wenn dies der Sinn ist, dann ist das Verhältnis von Ursache und Wirkung auf den Kopf gestellt: 'jetzt kann ich nicht mehr sagen, denn ich weiß nicht, was ich sagen soll' wäre das Richtige. Aber vielleicht soll man *wan* im Sinne von 'außer' fassen: jetzt weiß ich nichts zu sagen, außer daß ich nicht mehr kann. Dann stünde aber besser *wan daz*). — Str. II. Einstens, als man sah, daß ich mich freute, da war mir wohl zumute (welche Plattheit!). Man hörte wohl, daß ich damals viele gute Lieder gedichtet habe (*man hôrte von mir manege rede guote* wäre der präzise Ausdruck: *daz ich dô sprach* ist nur des Reimes wegen angeklebt). Hei was für ein Mann war ich damals (ein ganz unreimarischer Gedanke). Jetzt würde ich abermals sehr wohl fröhlich, *der mîn schône huote* (eine

Phrase, die nur in den Mund einer Frau paßt und wohl auch daher stammt, s. 192, 32 *der mîn huote*). — Str. III. Wenn die, die nach Frohem verlangen, mich verlieren (wodurch: durch den Tod? das käme ganz unvorbereitet; oder durch sein Verstummen? das wäre mit *verliesen* höchst unklar zum Ausdruck gebracht), so hat die Rede ein Ende (mag *rede* hier 'Rede' oder 'Sache' bedeuten, auf alle Fälle ist es ein Gemeinplatz). Die meiner jetzt gar wohl entraten, die werden dann die Hände ringen (dass *enbernt* hier auf den Tod zu beziehen, ergibt sich deutlich eigentlich nur aus der schon von Schmidt S. 70 angezogenen Stelle bei Reimar (175, 27 f.). die dem Poeten hier im Sinne liegt). Ach daß sie so übel von mir reden, *die doch sô guot dâ wellent sîn* (was bedeutet der letzte Satz?). Das gereicht ihnen zur Schande. — Str. IV. Ich habe ihnen nichts anderes getan, als daß ich sehnlich dorthin meine Gedanken richte, wo ich stets geliebt habe und noch heute liebe (wieder schief ausgedrückt: 'ich kann nichts dafür, wenn ich ihnen, die *fröiden gernt*, keine frohen Lieder singe, denn . . .' ist der Gedanke, der dem Verfasser vorschwebte). Wehe, daß ich damit anfing: ich werde davon noch großes Ungemach haben (nach dem Vorhergehenden sollte man meinen, er hätte es schon in der Gegenwart). — Str. V. Ach, ich bin ganz mutlos. Wahrhaftig, ich sollte ein Ende machen. Ich habe schon bisher soviel geklagt, daß es selbst den Kindern zuviel wird (damit gibt er unerwartet dem Überdruß derer, *die fröiden gernt*, recht, nachdem er sie vorher getadelt hatte, III 5 ff.[1]). Nun kann ich anderswo dienen (*mag?? anderswâ* statt *anderswar*). Aber nein, ich will nicht. Meine Freude ist hier; und hier soll ich sie finden (dieser Optimismus steht in merkwürdigem Gegensatz zum Schluß von Str. IV).

Der Stollenbau hat bei Reimar nicht seinesgleichen, wohl aber in dem Ton 36, 5. Wenn Plenio (Beitr. 43, 90 Anm. 4) von unserem Liede bemerkt: 'hier wird die Echtheit des Tons 36, 5 bestätigt', so dürfen wir jetzt wohl umgekehrt sagen: die Unechtheit beider Lieder wird auch durch den Stollenbau bestätigt. Hinzu kommt noch, daß das vorliegende Lied nach romanischer Weise durchgereimt ist, was gegen Reimars Art ist (s. zu 180, 28). Infolgedessen fehlt auch die Strophenbindung durch Wiederkehr gleicher Reime[2]).

194, 18—33.

Schmidt (S. 70 f.) und Paul (S. 527) haben das Wesentliche gegen die Echtheit dieses Liedes bereits gesagt; letzterer rückt es mit Recht in die Nähe Morungens. Gegen Reimars Gewohnheit wird die Geliebte als *diu minneclîche*[3]) und *diu werde* bezeichnet (s. zu 36, 5 u. zu Nr. 3). Auch der Mangel an Strophenbindung spricht gegen seine Autorschaft.

195, 3—9ᵉ.

Die Zusammenfassung der beiden Strophen (und ihre Abtrennung von 194, 34) hat Vogt (nach Burdach) mit Recht vorgenommen. Dann aber entfällt jeder Grund, die beiden Strophen, von denen die erste nur in C¹ Reimar zugeschrieben ist, in C² dagegen Meinloh, während die zweite überhaupt nur unter Meinlohs Namen überliefert ist, unserem Dichter zuzuweisen. Die erste Strophe ist nichts als eine ganz verwässerte Paraphrase

[1]) der Gedanke ist eben als Fremdkörper aus Liedern Reimars (s. 160, 32; 173, 5; 202, 4) hieher verpflanzt. [2]) *siht* I 3 — *sach* II 1 ist offenbar Ungeschick.

[3]) gleich darauf *ein minneclîchez wunder*.

von Reimars Preislied (165, 28), in der das starke Enjambement *pfliht fröide* hart und unreimarisch wirkt, die zweite Strophe bringt mit *ungelinge* und *gelinge* und *balt* Wörter, die bei Reimar fehlen; und beide haben die romanische Durchreimung, die gegen Reimars Gebrauch ist (s. zu 180, 28; 193, 22) und bezeichnenderweise in der ihnen vorangehenden Strophe nicht zu finden ist.

195, 37—196, 34.

Daß dieses bei näherer Betrachtung höchst einfältige Gedicht nicht von Reimar herrühren kann, haben Schmidt (S. 72) und Burdach (S. 229) richtig empfunden und — wenigstens für mich — auch genügend dargetan[1]). 'Warum seid ihr so blaß?' 'Weil ich den Geliebten nicht bei mir habe': das ist der ganze Inhalt: darüber können ein paar billige, nicht immer passend angebrachte Floskeln archaischer und 'volkstümlicher' Art nicht hinwegtäuschen. Wer den Versuch macht, das Ganze in neuhochdeutscher Prosa genau wiederzugeben, wird die vielen Plattheiten, die schiefe Ausdrucksweise und die ungelenke Gedankenverbindung deutlich empfinden. Mit 'gutem Willen' läßt sich freilich fast alles beschönigen; aber es ist ein Ehrentitel Reimars, daß er solchen guten Willen nirgends in Anspruch nimmt. Hier sei nur auf einiges hingewiesen. Gegen Reimars Art ist: Str. I 2 die Zusammenstellung *sælic frouwe*, denn *frouwe* ist bei Reimar fast stets = 'Herrin', und dazu paßt *sælic* nicht: R. würde *sælic wîp* sagen (als Gegenstück zu *sælic man*). — 3. Synkope *wârt*. — 5. *dast mir leit und müet mich sêre*: überflüssig viele Worte! — 6. *den velle got und nem im al sîn êre*: der zweite Satz schwächt den ersten doch nur ab. — II 2. *und hôhes muotes* wird plötzlich eingeschwärzt in die Antwort. — 3 f. ein Muster von gespreizter Redeweise. — 5 f. ganz archaisch; auch der *ritter*, der V 4 noch ungeschickter wiederkehrt. Reimar kennt den *ritter* nur in seinen ältesten Liedern. — III 3. *sicherheit* führt wie *daz er lobte er wolte schiere komen* wieder weit hinaus aus dem Kreise von Reimars späteren Liedern. — 6. *vor maneger wîle* paßt schlecht zu *nie*: es steht nur, um den Vers voll zu machen. — IV 1 f. *kumt mir der tac* wirkt störend: 'wenn ér kommt, werde ich ihn beständig anlachen'[2]) ist gemeint. — 2. Die Begründung mit dem prosaischen *wande* und der weitschweifigen Erläuterung von *liebe* durch den *daz*-Satz ist philiströs. — 5 f. Der Grund, warum sie erst vor dem Abschied ihn auffordern will, mit ihr auf der *heide* Blumen zu brechen, ist nicht Liebes-, sondern Reimnot (*scheide* : *heide*)! Und welche Geschmacklosigkeit, diese Aufforderung von ihr ausgehen zu lassen. Das Vorbild unseres Poeten, Walther (75, 12 ff.) tut es freilich auch, aber — im Traum![3]) — V 2. *mit manegem liehten tage* wäre selbst dann noch überflüssig, wenn es dort stünde, wohin es gehört: im folgenden *daz*-Satz. — *alsô* paßt nicht zum folgenden *daz . . . niht* = 'ohne daß'. — 5. *owê danne schœnes wîbes!* könnte doch nur ein anderer von ihr sagen, nicht aber sie selbst. — 6. Geschwollene Ausdrucksweise. *angest mînes lîbes* paßt auch eher umgekehrt für die Lage einer Frau, die dem Geliebten alles gewährt hat. — VI 1 f. *sagent und jehent*: hätte éin Verbum nicht genügt? — 3 f. Ist es denn ein *klagen*, wenn die Freunde sagen, daß ihr nicht mehr geholfen werden wird? oder ein Zeichen, *wie nâhen* ihnen das Leid der Frau *ze herzen gât*? Man muß,

[1]) anders Plenio Beitr. 43, 91 Anm. 1.

[2]) oder 'wenn der Tag kommt, werde ich glücklich sein'.

[3]) und ein anderer Nachahmer, Walth. 119, 16, legt sie taktvoll dem Manne in den Mund.

um die Absicht des Verfassers zu treffen, das *sô* (*klagent*) über alles Zwischenliegende hinweg auf den Inhalt der Eingangsstrophe beziehen, dabei aber freilich in den Kauf nehmen, daß am Schluß von einer Mehrzahl von Freunden die Rede ist, während im Anfang ein einzelner (*mir . . . mich* I 5) spricht. — VI 5. *eine* hat keinen anderen Sinn als den Reim herzustellen, denn ein Gegensatz zu anderen, feindseligen Menschen ist ja nicht vorhanden — man müßte denn meinen, daß der Autor jetzt an die Neider von Str. II denkt. — 6. *vil selten iemer iht!* und wie soll man etwas Negatives wie das Nichtweinen *wol gesehen?*

Auch die Strophenbindung ist sehr mühsam erzielt:

lîp : wîp I 1. 3	wîp : lîp II 2. 4; wîbes : lîbes V 5. 6
benomen : komen I 2. 4	benomen : komen III 2. 4
zergân V 2	gât VI 4.

Str. IV geht also leer aus und auch Str. VI ist nur ganz lose mit V verbunden. Monoton ist auch der Satzbau, z. B. in den letzten Zeilen der Strophen III—VI: *so engehôrte ich — sô mac ich — sône kam ich — sô gesiht man.*

198, 4—27.

Die Strophenform ist unreimarisch, die formale Spielerei mit den grammatischen Reimen gleichfalls[1]); letztere weist, wie Schmidt S. 73 richtig sagt, auf die Zeit Neifens (oder Konrads von Würzburg). I 3 f. *von sîner schulde ich hân erliten Daz ich nie grœzer nôt erleit*: das erinnert auffallend an die Stelle 176, 16 ff. eines gleichfalls unechten Liedes: *Frouwe, ich hân durch dich erliten Daz nie man Durch sîn liep sô vil erleit.* Ist letzteres das männliche Gegenstück und also von dem gleichen Verfasser? Auch die spielerische Freude an der souveränen Beherrschung der Form ist in beiden Stücken gleich groß. Sie gestattet uns übrigens den nur in C überlieferten Text an einer Stelle zu bessern: *gerner nie gesach* I 8 wiederholt sich in II 4. Somit dürfte auch *sô liebe nie geschach* II 2 eine Wiederholung von I 7 darstellen. Hier liest man aber *nie liebes mê* (C *nie*) *geschach.* Setzt man *sô liebe nie geschach* ein, so gewinnt auch der Sinn.

198, 28—199, 24.

Die Sparsamkeit des Ausdrucks und der Syntax zeigt vielleicht am deutlichsten folgende Liste:

der I 1	verdarp I 1	sorgen, sorge II 1	frô II 5	leit I 2
der 2	verdorben 7	sorge 2	fröiden III 4	liep III 5
der 3	verderben, verdarp II 6	Sorge III 1	fröide IV 3	leit IV 1
deme 5	unverdorben III 2	gesorgen 3	fröide, fröiden V 3	liebe, liep 2
des 6		sorge V 4		leider 3
derder 7				liebes 4
				liep 5
				lieben 6.

Natürlich ist dieser Lakonismus beabsichtigt: aber wo hätte Reimar je dergleichen gewollt? Mich erinnert das Ganze an das Lied 191, 34, aus dem derselbe männliche

[1]) denn auf das Spielerische kommt es an, nicht darauf, ob auch Reimar gelegentlich grammatische Reime neben den gewöhnlichen gebraucht (gegen Paul S. 522 f.).

Trotz gegenüber Leid und Ungemach spricht[1]), in derselben lehrhaften Art, mit ähnlicher Kürze des Ausdrucks und in nahe verwandter Strophenform[2]).

Aber unser Dichter hat Reimars Lieder gekannt: *des kum ich mit fröiden hin* erinnert an 173, 21 *sô kum ich mit fröiden hin* (vgl. 163, 3). Auch ist er wohl frühzeitig mit ihm identifiziert worden, denn Hartmanns Absage an den Minnesang, die sich gegen den *wân* Morungens und Reimars richtet[3]), zitiert auch unser Lied: Hartmanns Worte *ir ringent umbe liep daz iuwer niht enwil* (218, 27) zielen doch wohl auf IV 4 f.: *liebes des enhân ich niht Wan ein liep daz mîn niht wil.*

Geschickt ist die Strophenverbindung:

verklagt I 2	klage V 7
niht III 6	geschiht : niht IV 2. 4
geleben IV 6	leben : gegeben V 1. 3.

Str. II ist, statt durch solches Reimband, durch *verderben—verdarp* (II 6) mit *unverdorben* (III 2) verknüpft.

199, 25—201, 11.

Schon der Strophenbau verbietet bei diesem Lied an Reimar zu denken, s. die Darstellung bei Plenio Beitr. 42, 443 ff. Auf andere Verschiedenheiten hat Schmidt S. 74 f. hingewiesen[4]). Ich füge hinzu: *êre* als Plural I 8; *geselle* (st. *friunt*) II 1; *im ze dienste* III 8; *mit sô frömden sachen*[5]) IV 6; *sîner schimphe* IV 8; *wær* in Senkung vor Konsonant V 1; *mit den minnen* (Plural) V 3; *herzesêre* VI 8.

Zur Würdigung des Liedes s. Plenio a. a. O.

Die Bindung der Strophen durch gleiche oder verwandte Reime, auf die für einige Fälle bereits Schmidt und Giske (S. 234) hingewiesen haben, geht noch weiter als Plenio (S. 444 f.) angemerkt hat. Denn auch die grammatischen Reime müssen beachtet werden:

mêre : êre I 7. 8; VI 6. 7	êret : mêret III 3
gemüete : güete I 3; güete : behüete VI 3	guoten : gemuoten II 3; güeten : hüeten V 5
(swaz er) welle II 1	(swaz er) wolte III 5
getân III 4	tæte V 1[6]).

Daß das Gedicht nach Walthers *Under der linden* entstanden ist, macht mir der von Plenio S. 448 bemerkte Anklang sicher.

201, 12—32.

Den Anfang der Mittelstrophe möchte ich in engerem Anschluß an die Überlieferung sô fassen:

Wes versûme ich tumber man
mit grôzer liebe schœne zît
dâ (*E* daz) ich niht beliben kan,

[1]) es ist kaum ein Zufall, daß *unverzaget* hier vorkommt I 4 wie dort (191, 35) der Gedanke an *verzagen* abgewiesen wird. Reimars Art ist das nicht: er nennt sich bezeichnenderweise selbst einen *zagen* 153, 23.

[2]) im einzelnen vgl. *umb êre warp* I 3 mit *mêre umb êre sol ein man gesorgen* 192, 20.

[3]) s. Zu den Liedern H.s von Morungen S. 34.

[4]) auch Burdach (S. 78. 230), Vogt u. Plenio (a. a. O. sowie Beitr. 43, 90) erklären das Lied für unecht.

[5]) Reimar: *von alsô frömden dingen* 189, 8; *mit lihten dingen* 159, 33.

[6]) auch *hân : getân* und *kan : man* (III 2. 4; IV 2. 4) sollen wohl als Bindungsreime gelten: sonst stünde Str. IV ohne Verknüpfung da.

sît mir got daz leben gît
daz ich als unsenfte swære dol?

'Warum vergeude ich Tor dort mit Freuden meine schönen Jahre, wo ich nicht bleiben kann, da mir doch Gott ein solches Leben gibt, daß ich so grausamen Kummer leide?' Das relative *dâ* ist wie in I 2 (*dâ man mi's tougenlîchen bat*), und zum Eingang steht der Ausdruck in Parallelismus: 'dort hätte ich bleiben sollen' (I 1): 'warum vergeude ich meine Zeit da, wo ich nicht bleiben kann?'

Bemerkenswert ist in dem Liede das Fehlen jeglicher Reimbindung: das findet sich sonst bei Reimar nur in den beiden aus seinen Anfängen stammenden Liedern 150, 1 und 151, 1 (Nr. 1 und 2) sowie im Frauenlied 177, 10, während unechte Lieder der Verknüpfung allerdings oft entbehren[1]).

Auch anderes fällt auf: *herzeswære* I 5 kennt Reimar sonst nicht: er hat nur die schon länger eingebürgerten Komposita *herzeleit* (172, 33; 188, 5; 197, 31), *herzeliebe* (165, 17; dazu das Adjektiv 166, 17) und *herzesêr* (171, 8: durch Walthers *mîn herzen sêr* 54, 6 hervorgerufen)[2]). Ebensowenig gebraucht er sonst das Verbum *doln*, s. o. S. 72.

Parallelen zu Reimar'schen Gedanken und Wendungen sind häufig, vielleicht zu häufig für einen Meister der Variation, wie unser Dichter es ist: *ich tumber man* (II 1) = 190, 25; *mir was eteswenne wol* (II 6): *mir ist eteswenne wol gewesen* 165, 26; *Wê daz si sô maneger siht* (III 1): *manegen guoten man an dem ich nîde daz si in sô gerne siht* 197, 36; *der sînen willen reden wil* (III 2): *maneger . . . anders niemen sînen willen reden lât* 170, 26; *daz ist mir ein swære spil*[3]) (III 4): *minne ist ein sô swærez spil*[4]) 187, 19; *nimmer wîbe mêr* (III 7) = 202, 3f.

Auch die sprachliche Fassung der Gedanken ist nicht präzis: für *trage* (I 5) würde man *gewan* erwarten wie für *saye* (I 6) *sagen mac* oder *kan*; der logische Anschluß von I 7 an das Vorhergehende ist schlecht; *mit grôzer liebe* (II 2) ist ungeschickt; *reden wil* (III 2) steht nur des Reimes wegen, denn *redet* (oder *reden kan*) erfordert der Zusammenhang.

Da auch der Inhalt höchst unbedeutend und die strophische Form mit der des Liedes 170, 1 nahe verwandt ist, also mit demselben Liede, das eine starke Parallele zeigt und dabei doch andere Voraussetzungen macht[5]), so ist mir die Unechtheit überaus wahrscheinlich.

202, 25—203, 9.

Bisher hat dieses Lied das unverdiente Glück gehabt, vor der Kritik unbeanstandet (bis auf *hoff' ich* IV 5, wofür Haupt *ding ich* vorschlug) zu passieren. Ich verstehe das nicht recht; denn es fehlt jeglicher Zusammenhang und tiefere Sinn. Mit Strophe III kann ich überhaupt nur zur Not fertig werden, wenn ich sie der Frau in den Mund lege.

Und wie dürftig ist der Wortschatz und Ausdruck des Verfassers: man sehe die

---

[1]) s. 168, 30; 180, 28; 182, 14; 190, 27; 193, 22; 194, 18; 195, 3; 202, 25; 203, 10; 203, 24.

[2]) dazu vergleiche noch *herzelîchez leit* 162, 12; *Herzeclîcher fröide* 196, 35.

[3]) kehrt wörtlich in dem unechten Liede 192, 28 wieder.

[4]) die *minne* ein *spil* zu nennen, hat Sinn; daß andere aber die Geliebte sehen und sprechen können, der Dichter aber nicht: worin liegt da das *spil*?

[5]) dort verhindert *maneger* durch seine schweigende Anwesenheit den Dichter am Reden, hier kann *maneger* sie sehen und sprechen, er aber nicht.

folgenden Wiederholungen (in einem Gedicht von 146 Verstakten!)[1]: *Mir ist—mirst; von genuogen dingen—maneger dinge; gerne—gerne—gerne; rehte—von rehte; wánde—wánde; manic—maneger; êre—êre; fröide—fröide; muot—muot; Wiser denne—lenger denne; liute—liute; hazzen—hazze; sol—sol—Sol; guotiu—daz beste—bœser; sô fürht ích—nóch hoff ích.*

Dazu der leirig-klapprige Rhythmus; der Mangel an Strophenbindung[2]: ich kann mir das Ganze nur als Produkt eines Dilettanten erklären, der vielleicht gegen Reimars Lied 201, 33, mit dem es im Bau verwandt ist, Protest einlegen wollte. Sagt Reimar *Ich enbin von mînen jâren niht sô wîse*, so versichert der Nachahmer: *Wîser denne ich wære bin ich . . . wol.* Versichert Reimar: *des enwil ich nimmer wîbe mêr getrûwen einen tac*, so hält sich unser Poetaster lieber an die darauffolgende Revokatio (*jâ sint si guot*) und versichert: (*ich*) *êre gerne guotiu wîp.* Anklang an Reimar ist auch: *mich gesæhe nimmer man getrûren einen tac*, vgl. 168, 2 *den ich nie tac getrûren sach.* Aber unser Mann ist in seinen Neigungen unparteiisch: er nimmt ebenso gerne auch von Hausen oder Rugge: *der daz beste gerne tuot* (43, 9 *wan si daz beste gerne tuot*; 105, 29 *daz er daz beste gerne tuot* vgl. 110, 13 f.).

Wenn diese Strophen von Reimar wären, dann verdienten sie an der Spitze ohne Einschränkung das Geständnis zu enthalten, das Reimar 201, 37 von seinem Verhalten in der Liebe macht: *ich bin tump: daz ist mir leit.*

203, 10–23 und 203, 24–204, 14.

Über die Unechtheit dieser beiden Lieder sind alle einig[3]. Das Walthersche im zweiten halte ich nur für Tünche (anders Plenio Beitr. 42, 418; 43, 90 Anm. 1). Wollte man alles, was nicht in Reimars Art ist, anführen, man müßte die Lieder beinahe ganz hersetzen.

D. Unechtes im Anhang von Minnesangs Frühling.

S. 411[4]) [301] (Walther 3 m), s. o. S. 71.

S. 415 [305] (84 b). Die Unechtheit (Burdach S. 220) wird auch dadurch gestützt, daß der Reim *-âhen : -âhen* in den Abgesang hinübergeht. Sonst vgl. noch Giske S. 68.

S. 416 [306] (271. 272 E). Paul S. 524 will nichts entscheiden; aber schon der Strophenbau spricht gegen die Echtheit: wo hat Reimar solche Stollen (s. die Übersicht bei Plenio S. 90 f.)?

S. 420 [308] (352 e), s. o. S. 51.

S. 421 f. [310] (224 C), s. Schmidt S. 70.

S. 422 f. [310 f.] (229—232 C), s. schon Haupt. Inhalt wie Form (Mangel an Strophenbindung) verbieten an Reimar zu denken.

---

[1]) die Zahlen kann ich bei der Kürze des Ganzen wohl sparen.

[2]) denn *tæte—tuot* ist hier natürlich Zufall. — Man beachte noch: *den mînen lîp* sowie *únde* im ersten Takt.

[3]) Paul S. 523 nennt die Echtheit des ersten 'verdächtig', das zweite sei 'gewis mit Recht verworfen'.

[4]) da Vogt die Seitenzahlen der Originalausgabe nicht beigesetzt hat (hoffentlich bringt sie die dritte Ausgabe), bin ich gezwungen, nach den Zahlen der zweiten Ausgabe seiner Neubearbeitung zu zitieren und die älteren Zahlen in eckigen Klammern beizusetzen.

S. 424 [312] (254 E, Walther 2 m; 256 E), s. o. S. 24 f.

S. 426 [313] (350 e), s. Schmidt S. 76; Burdach S. 194. Die von Paul S. 524 verzeichneten Anklänge an Reimar verraten den Nachahmer; Strophenbau und Durchreimung sprechen wieder bestimmt gegen Reimar.

S. 426 [313 f.] (354 e). Die Ausdrucksweise ist sehr ungeschickt: *ich wil mîn lop ze vröuden nemen*: was meint der Verfasser damit? *sol dich dâ bî mîner sorgen baz gezemen* ist sehr schwülstig: 'ist's dir lieber, wenn ich sorgenvoll bin' wäre klar; *von den dingen* für 'infolgedessen'. Auch eine Form wie *sîst* für *sîst du* wird man bei Reimar vergeblich suchen. Anders Burdach S. 194; Paul S. 524. Schmidt S. 76 ist ohne nähere Begründung für die Unechtheit.

S. 426 [314] (362. 363 e). Die beiden Strophen waren ursprünglich ohne Zweifel im gleichen Ton gedichtet; denn es kann unmöglich Zufall sein, daß die Reime des ganzen Aufgesanges sich wiederholen: *schœne* : *crœne(n)* und *lône* : *schône(n)* sowie *gar* : *war* und *gar* : *bewar(en)* (letzteres schon bei Giske S. 68). Diese drei nasallosen Infinitive genügen (anders Paul S. 524) zum Beweise der Unechtheit. Wo auch nennt sich Reimar je der *dienest* seiner Geliebten?[1]) wo spricht er von ihrer *kiuschen wîpheit*? Der Schluß der zweiten Strophe stammt aus 'Walther' (71, 26).

S. 427 [314 f.] (372—76 e). Die Unechtheit bedarf keines Beweises, doch s. Schmidt S. 77.

S. 427 f. [315 f.] (1. 2 r), s. Schmidt S. 77; Roethe Reinmar von Zweter S. 146; über *plân* II 3 s. Zwierzina Zs. 45, 33 ff. 324.

S. 439 [320 f.] (Hartman 18—22 B, 22—26 C, Reymar 265—68 E, Walter 7—9 m), s. Vogt S. 439 und 428. Gegen Reimars Art ist auch das farbige Bild in I 5 ff. Statt 'Reimarmut' (Vogt S. 439) würde man besser 'Strophenbindung' sagen[2]) (zu den von Vogt angeführten Responsionsreimen[3]) wäre noch *niht* in der Waise III. V zu stellen).

---

[1]) denn 176, 11 ist unecht, s. o. zu 176, 5.

[2]) s. Plenio Beitr. 39, 300 Anm.

[3]) mehreres schon bei Giske S. 235.

Register der behandelten Lieder.

Die Lieder und Strophen im Anhang von Minnesangs Frühling sind S. 87 f. besprochen. Die übrigen von mir für unecht gehaltenen Lieder sind von den echten durch das Fehlen der in Klammer beigesetzten Nummer unterschieden.

	Seite
Walth. 71, 19—34 (Nr. 12)	19
36, 5—22	65
36, 23—33	66
103, 35—106, 23	66
109, 9—110, 25	67
150, 1—27 (Nr. 1)	7
151, 1—32 (Nr. 2)	9
151, 33—152, 24[k] (Nr. 3)	11
152, 25—153, 4 (Nr. 12)	19
153, 5—154, 31 (Nr. 29)	55
154, 32—156, 9 (Nr. 10)	17
156, 10—26 (Nr. 9)	17
156, 27—157, 40 (Nr. 27)	52
158, 1—40 (Nr. 24)	45
159, 1—160, 5 (Nr. 14)	23
160, 6—162, 6 (Nr. 23)	40
162, 7—163, 22 (Nr. 20)	33
163, 23—165, 9 (Nr. 25)	45
165, 10—166, 15 (Nr. 16)	25
166, 16—167, 30 (Nr. 18)	27
167, 31—168, 29 (Nr. 4)	15
168, 30—169, 8	70
169, 9—38	70
170, 1—35 (Nr. 13)	23
170, 36—171, 31 (Nr. 35)	65
171, 32—172, 22 (Nr. 17)	26
172, 23—173, 5 (Nr. 7)	16
173, 6—174, 2 (Nr. 5)	16
174, 3—37 (Nr. 6)	16
175, 1—176, 4 (Nr. 21)	38
176, 5—177, 9	73
177, 10—39 (Nr. 30)	60
178, 1—179, 2 (Nr. 22)	39
179, 3—180, 27 (Nr. 19)	32
180, 28—181, 12	74
181, 13—182, 13	74
182, 14—33	75
182, 34—183, 8	75
183, 9—32	75
183, 33—184, 30	76
184, 31—185, 26	76
185, 27—186, 18	77
186, 19—187, 30 (Nr. 33)	62
187, 31—189, 4 (Nr. 34)	63
189, 5—190, 2 (Nr. 31)	61
190, 3—26 (Nr. 26)	50
190, 27—191, 6	79
191, 7—33	79
191, 34—192, 24	79
192, 25—193, 21	80
193, 22—194, 17	81
194, 18—33	82
194, 34—195, 2 (Nr. 28)	55
195, 3—9[g]	82
195, 10—36 (Nr. 32)	62
195, 37—196, 34	83
196, 35—197, 14 (Nr. 15)	24
197, 15—198, 3 (Nr. 8)	16
198, 4—27	84
198, 28—199, 24	84
199, 25—201, 11	85
201, 12—32	85
201, 33—202, 24 (Nr. 11)	18
202, 25—203, 9	86
203, 10—23	87
203, 24—204, 14	87

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

Die einzelnen Lieder.

	Seite
Vorrede	5
A. Jugendlieder und Totenklage	7
B. Die Lieder des Zyklus	16
C. Unechtes im Text von Minnesangs Frühling	65
D. Unechtes im Anhang von Minnesangs Frühling	87
Register der behandelten Lieder	89